



Berlin, den 18. Mai 1901.

Der Sieger.

Graf Bülow hat Ruhe. Den Reichstag ist er bis um die Adventzeit, den preußischen Landtag mindestens bis in den Spätherbst los und Herr von Miquel denkt fern vom Staatsamt der Tage, da er von Bewunderern und Neidern des Kaisers Mann genannt ward. Auch der Sorge, am Main könne ein Sachsenwäldchen erwachsen, ist der Kanzler ledig, denn der unsanft weggeschickte Finanzminister hat über die Rolle, die er fortan zu spielen gedenkt, keinen Zweifel gelassen. Er ist entschlossen, den guten alten Mann zu mimen, der längst fühlte, daß sein Stündchen geschlagen hat, dankbar das Seltglas dem lieben Kollegen und bewährten Tafelredner Bülow entgegenhebt und frohen Herzens die Gnade des Königs rühmt, der ihn, den fast schon verbrauchten Greis, noch der Berufung ins Herrenhaus würdig fand. Da ist also nichts zu fürchten. Und auch die Presse ist gut. Hat sie nicht eben erst, aus reiner Liebe zu des Kanzlers ragender Huldgestalt, eigenmüthig verschwiegen, was die russische Regierung über des Grafen Waldersee Amt und Titel der Welt zu verkünden für nöthig hielt? Nicht die bismärckische Rücksichtslosigkeit laut gepriesen, womit der Kanzler einen allen Parteien verdächtigen Minister beseitigt habe? . . . Das war vielleicht ein Bißchen zu viel; den Vergleich hätte Hammann gerade jetzt lieber nicht suggeriren sollen. Denn der wirkliche Bismarck hätte anders gehandelt. Der hätte sich verpflichtet gefühlt, im Landtag zu reden und sein ganzes Ansehen für eine Vorlage einzusetzen, für die der Monarch sich nun einmal so lebhaft engagirt hatte.

Der hätte jede Entscheidung dem Aufschub vorgezogen und, statt Herrn von Wilnowski zu bemühen, der lästigen Exzellenz unter vier Augen gesagt: Wir können nicht mehr zusammen arbeiten; ich werde deshalb den König bitten, mich Frau und Kindern zurückzugeben. Aber chacun sa manière. Es geht auch so; glatter sogar. Und die Hauptsache ist doch, daß die Leute zufrieden sind und von harmlosen Dingen sprechen. Krisis, Kanal, Diäten, Börsenreform, Sacharin, selbst Zolltarif: lauter ungefährliche Sommerthemata, besonders, wenn die Parlamentshäuser geschlossen sind. Wären im Reichstag noch länger die kleinen netten Konventikel abgehalten worden, dann hätte irgend ein Rother doch mal wieder über China' und über die hundert Millionen geredet, die im nächsten Reichsetat fehlen werden. Solche unangenehme Sachen werden bequemer ohne neugierige Zuschauer erledigt. Schließlich muß Waldersee eines Tages ja heimkehren. Ein alter Herr, ein tüchtig:r General an der Spitze braver Jungen, die viel ausgestanden haben und denen die Fahne schwarz-weiß-roth voranweht: in der Aufwallung nationalen Stolzes wird Manches vergessen. Graf Bülow braucht Ruhe, um ohne parlamentarische Anfechtung seine Chinesenpolitik liquidiren zu können.

An dieses Ziel seiner Wünsche ist er gelangt; und es wäre zwecklos, heute noch zu fragen, ob die Wahl des Weges, der ihn dahin führen sollte, richtig und ritterlich war. Ritterlich nennen seit Caprivis Heroenzeit bürgerliche — und manchmal auch soziale — Demokraten die Handlungen und Personen, die ihnen höchsten Ruhmes würdig scheinen. Vor eines großen Reiches Kanzler aber würde selbst Gregers Werke wohl nicht mit seiner idealen Forderung treten. Und wer möchte noch strenger sein und dem Leiter der Reichsgeschäfte nicht gern überlassen, wie er sich über das klüftige Gebiet zwischen Politik und Moral hinweghelfen will? Graf Bülow glaubte, mit Herrn von Miquel nicht länger hausen zu können. Der Kollege war ihm zu unbeliebt, zu sehr im Geruch hegenmeisterlicher Kunst, vielleicht auch in allen preussischen Angelegenheiten an Erfahrung zu sehr überlegen. Jedenfalls konnten die beiden Männer gemeinsam nichts Ersprießliches vollbringen. Der Eine kam aus der Sphäre des V:amtenadels, hatte sich in der Welt umgesehen und unter Industriellen, Technikern, Händlern mehr schöpferische Intelligenz gefunden als im ummauerten Kreise der Standesgenossen, auf die er, als Zugehöriger, skeptischen Blickes sah. Der Andere war, nach Ueberwindung politischer Kinderkrankheiten, behend die Ehrenleiter hinaufgeklettert und hatte auf der Höhe ein besseres Menschenmaterial gefunden als in der Börsenbourgeoisie, die dem Reisenden zur zweiten Heimath geworden war. Nur

mit diesen Leuten, dachte der Zugelassene, ist das alte Preußen zu halten; die anderen laufen uns weg, wenn von irgendwo her ihnen reicherer Profit winkt. Deshalb sorgte er, so viel er vermochte, für den Grundbesitz — daß die sehr mobilen Kapitalisten selbst für sich sorgen, mußte er aus eigener Erfahrung und aus den Steuerlisten — und hoffte, die erhöhten Zolleinnahmen des wirtschaftlich wenigstens vom Caprivismus befreiten Reiches würden ihm die Möglichkeit schaffen, in der Reichsfinanzreform eine letzte Probe seiner Leistungsfähigkeit zu bieten. Seit er diese Hoffnung aufgeben mußte, war er zum Scheiden bereit und verpaßte nur die Entschlußstunde. Einer von diesen beiden Männern mußte weichen; und natürlich fiel dem Älteren, vom Ohr des Monarchen Verbannten das schwarze Voos. Den Kanal hätte die old parliamentary hand Miquels „durchgerissen“. Er hätte den evangelischen und den katholischen Agrariern einen leidliche Preise sichernden Zollsay zugefagt und im stillen Kämmerlein sie ermahnt, nicht durch allzu schroffes Verhalten den erzürnten König in die Siemensstraße zu drängen. Was aber hätte dem Ministerpräsidenten der von seinem Vertreter erstrittene Kanal genügt? Nach solchem Sieg wäre Miquel ein paar Jahre im Sattel sicher gewesen. Das alte Spiel wäre weitergegangen. In der Wilhelmstraße: Ja, der Finanzminister findet ein merkwürdiges Vergnügen daran, schlafende Hunde zu wecken. Und im Kastanienwäldchen: Ja, der Kanzler hat nur noch für Shantung Interesse. Damit ist's nun vorbei. Einen Sündenbock giebt es einstweilen nicht mehr. Nur sollte man uns nicht erzählen, Miquel sei gefallen, weil er den Kanal nicht durchbringen konnte, sondern offen sagen: Bülow hat auf den Kanal, der ihm immer Pumpwasser war, fürs Erste verzichtet, weil es ihn wichtiger dünkte, Miquel mit bedächtiger Schnelle über Bord gehen zu lassen.



Jetzt ist er Herr, — so weit die Verhältnisse eines Ministerpräsidenten Herrschaft gestatten. Er, sagt man, hat nach freiem Belieben die Helfer gewählt und sich nur ein Bißchen gegen Herrn von Podbielski gestraußt, der ihm für einen Landwirtschaftsminister allzu agrarisch schien. Nur deshalb? Nicht auch, weil der in alle Sättel gerechte Husar zur Skatpartie des Kaisers gehört und der preussische Premier den Vortheil zu schätzen weiß, den die persönlich intime Beziehung zum Monarchen verleiht? Gerade für dieses Amt war der Mann ja recht klug gewählt. Herr von Podbielski können die Agrarier nicht vorwerfen, er verstehe vom Wesen der Land-

wirtschaft nicht, die Händler nicht nachsagen, er kenne nur unmoderne Betriebsformen. Er steht mit Großindustriellen sehr gut, liebt als Informirter und Interessirter den Kurszettel, ist Mitglied des Presseklubs und seiner Jovialität mag Manches gelingen, was ernsterem Eifer unerreichbar bleiben müßte. Auch sonst ist gegen die Wahl der neuen Männer nichts einzumenden. Herr von Rheinbaben — außer ihm kam nur noch der Freiherr von Thielmann in Betracht, den Bucher schon einen erwachsenden Finanzminister nannte, der aber bei den Konservativen schlecht angeschrieben ist — wird sich vorläufig wohl still halten und froh sein, wenn ihm die Pflicht zur Initiative erspart bleibt; da Miquel ihn oft gelobt und zur Nachfolge empfohlen hat, kann er's eine hübsche Weile mitansehen. Der neue Minister des Innern ist unbekannt, vor persönlichen Angriffen also zunächst geschützt. Und Herr Theodor Möller . . . ersetzt Herrn Bresfeld. Das würde genügen, ihm freudige Begrüßung zu sichern, selbst wenn er, wie seine Berufsgenossen raunen, kein lumen coeli, sondern redseliger Durchschnitt sein und nur Herrn Hinzpeter seine Beförderung verdanken sollte. Ein Mann, der bei Woermann gelernt und auf eigene Gefahr große Geschäfte geleitet hat, kann nicht einmal durch elfjährige Parlamentarierdienstzeit völlig verdorben sein. Ein solcher Mann muß wissen, wie eine Maschine aussieht, was ein Termingeschäft ist und wie schwer eine Regierung der Produktion nützen, wie leicht ihr schaden kann. Das sind unerhörte Vorzüge im Bannkreis der preussischen Ministerialbureaucratie. Und diese alten und neuen Herren haben nun ein halbes Jahr Zeit, „homogen“ zu werden. Und eben so lange hat ihr Präsident Zeit, Preußen kennen zu lernen, das neben China für uns immerhin ja noch wichtig ist.

Er wird fühlen, daß er diese Zeit nicht verlieren darf. Wenn das Wirken des Grafen Bülow bisher ungünstig beurtheilt wurde, pflegten seine Bewunderer, mit hochgezogenen Brauen, zu sagen: „Den kennt ihr noch gar nicht. Der kann sich ja nicht frei bewegen. Zuerst hat Onkel Thlodwig ihm die Bethätigungsmöglichkeiten beschränkt und jetzt macht der alte Fuchs im Kastanienwald ihm das Leben schwer. China? Gott, China . . . Jedes Kind weiß doch, wie da der Hase lief. Nein: Den kennt Ihr noch gar nicht. Dem strömen die neuen Ideen nur so zu. Staatsmann größten Stils. Ein Narr, wer Den für einen Wortmacher kauft. Wartet nur, bis er frei, nach eigenem Willen, zu handeln vermag; dann werdet ihr staunend Euer vorschnelles Urtheil bereuen.“ Nun ist es so weit. Ob er die neuen Kollegen selbst ausgesucht, ob er manchen davon nur hingenommen hat: es ist sein Ministerium.

Niemand hindert ihn, nicht im Reich und erst recht nicht in Preußen. Und nun möchten wir endlich Thaten sehen.

Endlich. Denn mehr und mehr wächst die Zahl Derer, die unsere betriebsame Politik unfruchtbar finden und murren, die Karre komme überhaupt nicht mehr vom Fleck. Vor zwei Jahren: erste Kanalkatastrophe; allgemeine Freude, als die Parlamentirerei ein Ende hatte. Im vorigen Sommer: der Reichstag wird nicht berufen, auf daß ja kein unwilliges Wort die Hochstimmung führe, die gen Asien den großen Erobererzug rüstet. Jetzt: zweite Kanalkatastrophe; und die Abgeordneten werden schickung heimgeschickt, weil der Kanzler die Kritik eines Unternehmens scheut, das er selbst, nach der Offenbarung Johannis, unglücklich genannt haben soll. Dazwischen Gesetzentwürfe, die nach langer, mühevoller Vorarbeit verschwinden oder deren Verschwinden doch Niemand bedauern würde. Auch das zufriedenste Gemüth wird nicht behaupten können, daß diese zwei Jahre reich an schöpferischen Leistungen waren. Und schon wird uns verkündet, die Wasserwirthschaft sei vorläufig zu anderen Akten gelegt, weil die ganze gesammelte Kraft der Regierenden auf die Gestaltung des Zolltarifes verwandt werden solle. Das ist, mit Vergunst, nur wieder eine neue Coulotte. Wie der Zolltarif schließlich, wenn er durch den Bundesrath und den Reichstag bugfixirt und von den fremden Unterhändlern mit kritischen Randbemerkungen verziert worden ist, ungefähr ausschen wird, weiß heute schon Jeder, weiß Herr Dertel so gut wie Herr Singer. Der Kaiser wird und kann nicht widerrufen, was er in den neunziger Jahren so laut gesagt hat, und der von ihm berufene Kanzler darf nicht daran denken, in Tagen eines industriellen Niederganges durch beträchtlich gesteigerte Kornzölle den Waarenexport zu erschweren. Die Entscheidung über des Deutschen Reiches nächste wirtschaftliche Zukunft ist beim Abschluß der letzten Handelsverträge gefallen, die Entwicklung zweier Lustren ist aus der Geschichte eines ruhslos nach höherem Wohlstand strebenden Volkes mit einem Federstrich nicht zu tilgen und es wird sich im Wesentlichen jetzt nur noch darum handeln, den Uebergangschmerz zu lindern. Das kann durch Narkeose oder durch lokale Anästhesie versucht, plump oder taktvoll ausgeführt werden: eine Lebensfrage der Nation wird davon nicht mehr berührt und den Meisten ist, trotz allem Parteiengeschrei, recht gleichgiltig, ob die Agrarzölle um ein paar Groschen erhöht werden. Wie lange will man denn auf der deutschen Tenne das selbe Stroh dreschen? Den Kampf gegen fürchterliche Umsturzpläne sind wir nun endlich los; er spukt nur noch durch dunkle Hirne oder wird benutzt, um eine Regierung zu ärgern, der von Loya-

len Herzen sonst nichts anzuhängen ist. Doch auch die anderen Modethemata sind nachgerade nun abgedroschen und der gläubigste Leser gähnt, wenn sein Auge die Wörter Zolltarif und Börsengesetz allabendlich streift. Es hat lange gedauert, bis eine Mehrheit dahinter kam, daß in Deutschland noch etliche andere Dinge zu thun sind. Jetzt aber wird diese Ueberzeugung nicht leicht wieder zu entwurzeln sein.



Graf Bülow hat die Ruhe, die er braucht und ersehnte. Er mag sich um die Börse, um Nutzen und Nachtheil der Wasserstraßen und um den Zolltarif kümmern, — recht eifrig sogar und in dem Gefühl unabwäzbarer Verantwortlichkeit. Er trägt in zu deutlichen Zügen den Stempel seiner Klasse, als daß man fürchten müßte — oder: hoffen könnte —, er werde dem preussischen Grundadel versagen, was er ihm irgend gewähren kann. Doch darf er nicht wähen, ernsthaften Leuten schon als großer Staatsmann zu gelten, wenn er einen Handelsvertrag schließt. Deutschland hat Sorgen, deren weites Gebiet des Kanzlers bereiteter Mund noch mit keinem Hauch berührt. Deutschland braucht, wie das liebe Brot, eine Politik, die es aus den Niederungen erlöst und bei deren Betrachtung der Blick aufleuchten kann, sei es in stolzer Hoffnung, sei es selbst im leidenschaftlichen Zorn. Der Kanzler hat gesiegt. Er ist, seine Dienerschaft ruft es jubelnd in alle Lande, im Reich und in Preußen der Herr der Lage. Jetzt kann er, jetzt muß er zeigen, was er vermag. Wir warten.



Deutsche und italienische Kunst.

Die Geschichte der italienischen Malerei des frühen Mittelalters*) ist noch viel zu wenig eingehend studirt, als daß man sie gerechter Weise schon mit der aufs Eingehendste erforschten Deutschlands vergleichen dürfte. Mit Vorbehalt aber ließe sich das Eine sagen, daß das Gipfelwerk deutscher Kirchenmalerei, die Decke von Sankt Michael, in seinen besten Theilen an freier Behandlung des menschlichen Körpers höher zu reichen scheint, als die Meister des byzantinisch-romanischen Freskobildes in Italien gedrungen sind, und daß auch das forster Altarbild zartere Formenteize ausströmt als die Tafeln der Meister des Südens.

Viel schneller leitet die Geschichte der Bildnerei in diesen Zeiten zu einem Vergleich zwischen deutscher und italienischer Kunstleistung hin. Von allen mühsälligen Vorstufen der Kunstentwicklung wird man in beiden Fällen absehen dürfen. Hier und dort hat man sich in peinlicher Langsamkeit aus dem gänzlichen Ungeschick der Karolingerzeiten zu besserer Bemeisterung des spröden Stoffes emporarbeiten müssen. Indessen ist es in Deutschland schon im elften, in Italien wenigstens im zwölften Jahrhundert zur Schöpfung von Bildwerken gekommen, denen vielleicht nicht mehr in unseren verwöhnten Augen, wohl aber in denen der Geschichte ein wesentlicher Werth zukommt. Daß Deutschland voranging, ist nicht bedeutungslos: die Bildnerei ist hier von ihren ersten lassenden Anfängen an nicht so ganz in die Fesseln der Nachahmung eines übermächtigen Vorbildes geschlagen gewesen wie etwa die Malerei durch Byzanz. Sie hat recht eigentlich ihre eigene Sprache zu reden versucht, so plump und ungeschickt die Lautbildung auch zuerst ausfiel. Die Erzreliefs, mit denen im Jahre 1015 die Hauptthür des Domes von Hildesheim geschmückt wurde — denn das Sachsen Bischof Bernwards ging auch in diesem Stück voran — wirken auf uns zuerst befremdlich; die Szenen aus den Heiligen Schriften des Christenthumes nehmen sich fast aus, als ob sie von ganz wenigen Figuren auf einem Marionettentheater abgespielt würden. Aber trotz ihrer nahezu brolligen Unbeholfenheit verrathen sie eine so starke Wirklichkeitkunst, ein so hohes Vermögen, den artistischen Kern starker Körperbewegungen zu erfassen, daß man durchaus nicht über sie lächelt. Technisch wenigstens schritt man dann in dieser Metropole niedersächsischer Kunst in der nächsten Zeit noch vielfach fort, wie die Apostelfiguren an den Chorschränken von Sankt Michael beweisen, die nach 1186 aufgestellt worden sind.

*) Bruchstück aus der „Kulturgeschichte der Neuzeit“, Band II: Alterthum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit, zwei Jahrtausende europäischer Geschichte im Ueberblick: Zweite Hälfte, Entstehung des Christenthums, Jugend der Germanen. Dieser Theil erscheint nächstens bei Georg Bondi.

Schon im elften Jahrhundert aber war deutsche Bildnerei so geschätzt, daß eins ihrer Werke selbst bis nach Oberitalien gelangt ist: die Reliefs an den Erzthüren von San Zeno in Verona glaubt man, ihr sicher zuweisen zu können. Die italienische Bildnerei selbst aber ist sogar bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts noch nicht allzu viel weiter gediehen: die Thürreliefs am Seitenportal des Domes von Pisa, die man dem Pisaner Bonnanus zuschreibt und die um diese Zeit entstanden sein mögen, sind freilich etwas figurenreicher und zuweilen auch gewandter ausgeführt und richtiger gesehen. Aber ins Auge bohren doch auch sie sich nur dann, wenn einmal mit ihren primitiven Mitteln der seltsame Inhalt eines einfachen Körpergestus aus- geschöpft ist, wie an dem Gekreuzigten, dessen Armhaltung die gänzliche Hinfälligkeit des Gemarterten rührend wirksam zum Ausdruck bringt.

In Pisa aber, das bis zuletzt in Wahrheit Italiens Kunsthauptstadt blieb, war es, wo noch zu Ausgang des Zeitalters die Bildnerei des Südens einen ganz neuen Aufschwung nahm. Niccolo Pisano, der im Jahre 1260 die Taufkirche seiner prachtliebenden Vaterstadt mit einer Kanzel ausschmückte, hebt sich sehr hoch über alle frühere Plastik der Italiener. Man hat etwas allzu häufig von Renaissance schon des frühen Mittelalters gesprochen, man hat die verschiedenen Ströme antiken Einflusses, die sich im neunten und elften Jahrhundert über Deutschland ergossen, nicht mit vollem Recht so genannt, denn dort und damals handelte es sich um eine nie unterbrochene Einwirkung. Niccolo Pisano aber hat in der That eine Renaissance heraufgeführt, denn in völligem Gegensatz zu aller Unvollkommenheit und Naivetät des Kunstschaffens der vorausgehenden Zeit hat er die antiken Sarkophage, die ihm als Vorbild dienten und die man vermuthlich noch heute im Campo Santo seiner Vaterstadt betrachten kann, in jedem Sinne nachahmen wollen.

Diese völlige Abhängigkeit hat der Formengebung des Meisters zunächst die außerordentlichsten Vortheile gebracht. Sie beginnen schon bei der architektonischen Gesamtanlage des völlig freistehenden und ganz breit angelegten Werkes, an dem mehr als eine ganz antik harmonische Abmessung dem Auge schmeichelt. Die eigentliche Bildnerei aber unterscheidet sich in vielem Technischen von allen früheren Arbeiten des Zeitalters wie reisende Jugend von läppisch ungeschickter Kindheit. Ein so durchgearbeiteter Akt wie der des einzeln stehenden Herkules, so feierlich junonische Frauengesichter wie auf dem Relief der Geburt, so appollinisch regelmäßige Männerköpfe wie die der anbetenden Drei Könige und vor Allem so viel majestätisch drapirtes Faltenwerk wäre keinem andern Bildhauer des Zeitalters möglich gewesen.

Doch freilich: auch die üblen Wirkungen all solch epigonischen Schaffens sind nicht ausgeblieben. Alle Schwächen des Urbildes sind fast noch sicherer nachgeahmt als seine Stärken. Daß hier sinkender und nicht blühender

römischer, geschweige denn griechischer Bildnerei nachgeiffert ist, verspürt man sehr schnell: die etwas steife Grandezza der Körperhaltung, vor Allem die fast ganz formelhafte und unpersönlich gewordene Regelmäßigkeit des Gesichtsschnittes, die Etwas von dem ungewollten Archaismus geistloser Verfallskunst hat, lassen es sehr deutlich merken.

Vor Allem aber fragt man, wo denn nun der Geist des Künstlers und seiner Zeit in diesem Werke dazu kommt, sich auszusprechen. Gewiß, er hat sich nicht ganz unbezeugt gelassen und tritt natürlich am Besten in bestimmten Unvollkommenheiten hervor: in der Ueberladung der einzelnen Relief tafeln mit Figuren und Linien, die schon Etwas von der Art beginnender Gothik hat; in dem bizarren und ästhetisch unhaltbaren, aber echt romanischen Gedanken, einen Theil der Säulen durch schreitende Löwen tragen zu lassen; und schließlich in der noch plumpen, allzu breiten und kurzen Abmessung aller menschlichen Gestalten, die am Auffälligsten bei dem ganz falsch proportionirten Herkules sichtbar wird und wieder romanischer Kunstweise so ganz entspricht, — von den allerjüchtbarsten Stilbethätigungen, wie dem dreigezackten Rundbogen und den etwas schwallstigen Kapitälern, zu schweigen. Aber wie gern würde man diese Unzulänglichkeiten in den Kauf nehmen, die nur überaus begreiflichen Mängeln des damaligen Kunstvermögens entspringen, wäre nur auch die besondere Stärke der Zeit erhalten geblieben!

Aber wo ist ihr bester Schatz, ihre Fähigkeit, tiefe und bewegte Wirklichkeit im Körperlichen und zuweilen doch auch im Seelischen, wenn auch mit noch so unbeholfenen Mitteln, darzustellen? Was hat diese kuhängige Juno mit einer germanisch empfundenen Mutter zu schaffen, was all diese leeren Nasen- und Typenköpfe mit dem inneren Ernst der Anbetung? Gewiß: noch ein Hauch dieses edelsten Merkmals germanischer Kunst, der inneren wuchtigen Leidenschaftlichkeit, wie sie die Vorfahren sehr viel öfter gefühlt haben mochten, als sie sie in ihrer stammelnden Formensprache hatten ausdrücken können, ist da: die ganz hingeeben-schwache Haltung des Schmerzensmannes am Kreuze athmet ihn aus. Aber sie mag von der gleichen Szene an der Domthür beeinflusst sein, sie steht dieser auch an Kraft des Eindruckes nach und wird erdrückt durch all die posenhaft feierliche Theatralik ringsum. Um es mit einem Worte zu sagen: in dem alten unbeholfenen Bonnanus war mehr von dieser Stärke; wie viel Tieferes aber hätte eine so groß angelegte künstlerische Persönlichkeit wie Niccolo leisten müssen, hätte er sich nicht von dem fremden Vorbild so ganz unterjochen lassen!

Und daß dies Alles nicht leere Konstruktion ist, zeigt uns ein Blick auf des Meisters so viel größeren Sohn. Giovanni Pisano hat mit einem Ruck den Einfluß dieses Epigonthums, den sein Vater ihm gegenüber doch wahrlich mächtig genug geltend gemacht haben mag, von sich geworfen und

alle Tiefe, alles Pathos des Germanenthumes aus sich zu schöpfen vermocht. Doch er ist der Bringer eines neuen Kunstalters in der Geschichte der italienischen Bildnerei; er steht an den Pforten der Gothik. Aber der Vergleich mit ihm beweist unumstößlich, wie lähmend trotz aller formalen Förderung diese vorzeitige Eintagsrenaissance auf das innere Wachsthum der germanisch-italischen Kunst gewirkt hat. Die gleich gerichteten Nebenbewegungen, an denen es in Ober- wie in Unteritalien nicht fehlt, bezeugen es noch deutlicher, da hier hinter diesem Klassizismus — dem ersten der neu-europäischen Kunstgeschichte — nirgends eine so starke Persönlichkeit stand wie Niccolo Pisano.

Aber fast zur selben Zeit, vermuthlich nur wenig später als dies große Werk des toskanischen Meisters, entstand hoch im Norden, in einer kleinen sächsischen Bischofsstadt, eine Reihe von Statuen und Steinreliefs, an denen sich erwies, was germanische Kunst ohne alle besondere und neue Anleihe bei antiken Vorbildern schon damals zu leisten fähig war. Es waren die Jahre, in denen der Meister des naumburger Domes — wie man den Urheber dieser Arbeiten nennen darf, falls es, wofür Vieles spricht, wirklich ein Einziger ist — den hohen Chor des Gotteshauses mit den Denkmälern der Stifter und den Lettner dieses Chores mit einer Reihe von Passionsszenen ausschmückte. Die Steinreliefs der Leidensgeschichte lassen sich am Besten mit dem Kanzelsschmuck der pisaner Taufkirche vergleichen.

Fürs Erste deshalb, weil auch hier eine architektonische Fassung für das geschaffene Skulptur-Kleinod nothwendig war. Wie köstlich aber ist sie schon gelungen, ohne daß dabei nur die leiseste Anlehnung an antike Muster zu merken wäre! Gut entworfen ist zunächst der Lettner selbst, dessen Formen den allgemein angewandten des Uebergangsstiles entsprechen und besonders glücklich über die Fläche vertheilt sind; aber wie wunderbar ist die schwierigste Aufgabe dieser Verbindung von Bau- und Bildkunst gelöst, die Einfügung der großen Kreuzigungsgruppe in das Portal, das vom Hauptschiff der Kirche in den hohen Chor führt. Das Kreuz selbst ist ohne allen Zwang als Mittelpfeiler der Thür verwandt, die Gestalten der beiden Leidtragenden, der Madonna und des Johannes, sind rechts und links als Nischenfiguren in eine kleine, spitzbogige Chorhalle eingefügt, deren unendlich fein abgemessene Verhältnisse sich in das Auge schmeicheln und die entzückende Einzelheiten, wie etwa die beiden Säulchen rechts und links, aufweist. An Bersehen fehlt es nicht: so nimmt sich das vierblättrige Blendfenster des Giebels nicht ganz glücklich aus. Aber auch die schwierige Unterbringung der langen Reliefreihe ist vorzüglich gelungen.

Und nun das Bildwerk selbst: der Abstand, der diese oberländischen Arbeiten des ausgehenden dreizehnten Jahrhunderts von den niederländischen des elften trennt, ist ein ungeheurer; aber auch die Zwischenstufen, die vom

Hildesheimer zum Naumburger Dom führen, die Bamberger und Weichselburger Arbeiten, selbst das wundervoll starke Portalrelief aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, das einen wesentlich früheren, überaus reichen und schönen Thür-Umbau an Sankt Godehard schmückte und dessen Jesus nach der köstlich naiven Weise der Zeit ein eben so mächtig niederdeutsches Bauernantlitz trägt wie die beiden Heiligen ihm zur Seite: Alles ist weit übertroffen. Das Erstaunlichste indessen: fast jede technische Befangenheit und Unzulänglichkeit ist abgestreift. Hier und da findet man wohl kleine perspektivische und anatomische Mängel, aber sie sind so gering an Zahl und Tragweite, sie heben sich so weit über die Fähigkeit nicht nur dieses, sondern auch noch des ganzen folgenden, des gothischen Zeitalters, Italien immer mit einbegriffen, daß man darüber nicht genug staunen kann. Und dabei hat der Meister sich wahrlich nicht leichte, sondern die allerschwersten Aufgaben gestellt; jede der sechs Leidensgeschichten, die hier erzählt werden, ist voll von Gestalten, Handlung und Bewegung. Trotzdem ist die Komposition reich und einheitlich zugleich, nicht nur dem Inhalt des Geschilderten, sondern, was künstlerisch noch werthvoller ist, auch dem Zusammenfluß der Linien nach. Wie köstlich gehen nicht in den beiden Meisterstücken der überhaupt bevorzugten linken Seite, wie des Ganzen selbst, in dem Judas-Handel und in Petrus' Schwertschlag, alle Theile in Eins auf! Eine mächtige Hand hat hier all die Zerfahrenheit und Breite, die der Kunst und noch mehr der Dichtung so früher Zeiten eigen sind, vollkommen gemeistert.

Die selbe Kraft künstlerischen Zwanges zeigen auch die Einzelheiten der Darstellung, so namentlich die Gewandformen. Die Falten fallen immer gut, ohne irgend eine Uebertreibung oder fremde Entlehnung: sie sind von gothischer Knittrigkeit und Fältelung eben so weit entfernt wie von römisch-klassizistischer Feierlichkeit. Was der Künstler mit ihnen beginnt, ist aus der Wirklichkeit selbst geschöpft und doch alles Andere als kleinlicher Naturalismus. Er weiß die ästhetische Kraft eines ausgerasteten Tuches und der so entstehenden Falten ganz wiederzugeben: man sehe nur das Gewand des schlagenen Petrus oder die Falten des Tischtuches beim Abendmahl.

Nur wer mit verklebten Augen an allen den Reizen vorbeigeht, die das bunte Leben täglich und stündlich rings um uns austreut, wird solche Dinge gering achten. Verständlicher und offensichtlicher tritt die eigentliche Kraft dieser hohen Wirklichkeitskunst in vollkommener Wiedergabe der Körperhaltung und Körperbewegungen zu Tage, und zwar durchaus nicht nur der stärksten: alle, die lautesten wie die leisesten Schattirungen der Aktion stellen sich uns ins Auge, — so überzeugend wie das Leben selbst und nie doch das Ueberflüssig-Kleinliche zu Hilfe rufend. Wie wunderbar kraftvoll ist die doch wahrlich anspruchslose Handbewegung des Zuschauers beim Judas-

Handel wiedergegeben, mit der er sich das Gewand zusammenrafft. Und endlich die Köpfe: sie strömen von tiefer Wirklichkeitbeobachtung. Uns wird so deutsch ums Herz, wenn wir sie anschauen; damit ist Alles gesagt. Eine lange Reihe von ganz persönlichen Gesichtern, wieder frei von allen unnützen Nebensachen und doch ganz sie selbst; man gedenkt unwillkürlich der lebendigen Menschen, deren ganz spezifischer Typus hier wiedergegeben ist. Der Mann am Tisch des Abendmahls, dessen Haupt reizvoll absichtlich halb verhüllt ist, trägt so sprechende Züge, daß man meint, ihn einmal gekannt zu haben. Der Hohepriester Kaiphas hat viel von dem klugen, breit ausgeprägten Kopf Heinrichs von Sybel, bis in dessen charakteristische Mundfalten hinein. Wer lange unter Thüringern gelebt hat, empfängt von den Gesichtern noch unmittelbarer den Eindruck der Wahrhaftigkeit: so ganz spiegeln sie die Art des Stammes wieder. Er sucht immersort im Gedächtniß nach den Seitenstücken, die er etwa noch eben auf der Straße gesehen hat. Und doch drängt sich nie die Banalität von Alltagsgesichtern in die Fülle scharf umrissener Züge.

Gewiß, ein Letztes fehlt diesen Reliefs zur Größe: die Weihe eines hohen Stiles und tiefste, letzte Gedanken. Der Jesus des Abendmahls und noch mehr der der Kreuzigung zeigt das Antlitz eines gütigen, jedoch gar nicht göttlichen Menschen. Aber was der stärkste Realismus schaffen kann, der eben den Kern der Dinge sieht, Das ist hier fast vollkommen geleistet; und es entspricht der Erdigkeit und Wärme dieser Wirklichkeitkunst, daß sie ihre Bildwerke allesammt mit leise und wohlthätig getönten Farben überzogen hat, die zum Mindesten heute den besten Eindruck machen. Und weit höher steigt der Meister da, wo er einzelne Menschen schildert: in den Gestalten der Weiden am Kreuz und in der langen Reihe von Portraitstatuen im hohen Chor. An diesen Werken größeren Maßstabes feiert zunächst sein scharfer Blick für die Einzelheit noch größere Triumphe: die Hände seiner Figuren, insonderheit seiner Frauen, sind preiswürdig über alles Maß hinaus. Denkt man aller der stümperhaften Unbeholfenheit, die die Bildhauer nicht nur dieser, sondern vielleicht noch zweier folgenden Jahrhunderte dieser ihrer schwierigsten Aufgabe entgegenbrachten, so staunt man immer von Neuem das Wunder an, daß diesem Meister gelang, jeden, auch den kleinsten anatomischen Fehler zu vermeiden und, was noch viel mehr heißt, das persönliche Gepräge einer Hand zum Ausdruck zu bringen, ja, zuletzt sie ganz in das Gesamtbild einer Persönlichkeit einzufügen, sie eben so wie Kopf und Leib zum Beschauer sprechen zu lassen. Bei der Madonna, bei der lachenden und der ernsthaften Gattin — von den beiden Statuen-Paaren Edwards des Zweiten und Hermanns von Meissen — ist die Hand jedesmal ein Gipfel der Darstellung, eine der wirksamsten und doch leisesten und zartesten Noten in der Symphonie des

Bildwerks. Am Höchsten aber steigt diese Kunst feiner, ganz zurückgehaltener Wirkungen an der Statue der Frau Adelheid. Die Geberde der hier ganz absichtvoll und doch nicht verzerrt gebogenen Hand ist im künstlerischen Sinn, wie in dem schöner Lebensform — große Kunst ist, wie große Wissenschaft, Aristokratie —, unfäglich distinguirt. Wie ganz bewußt dieser Meister die Lyra beherrschte, der er so violinenartige Töne abzulocken versteht, lernt man, wenn man gewahrt, daß von allen diesen schönen, ausdrucksvollen Frauenhänden sich fast immer nur eine zeigt, während die andere im Kleidwerk mit jedesmal neuer Motivirung verborgen bleibt, gleich als wolle uns der Künstler sagen: Ich weiß schon, wie unerhörte Freuden ich Euch bereite, aber ich selbst will sie Euch selten machen. Nur Regelindis hält ihr Andachtbuch und blättert zugleich darin; und die Madonna greift mit der Rechten nach dem armen gequälten Herzen und weist mit der Linken zu dem Opfer hin, das doch auch ihre Liebe bringen muß.

Doch auch die unbelebten Dinge reden an diesen Werken noch eindringlicher als in den Leidensgeschichten des Letzners, wenn auch in der selben Flästersprache, die nur den aufmerksamsten Ohren hörbar ist. Was der Faltenwurf am Gewande der Madonna einer antiken Statue großen Stiles an Reichthum und edler Harmonie nachgiebt, wäre doch schwer zu sagen. Und er fügt sich so ganz dem melancholisch-edlen Sinn der Gestalt ein, er paßt in seiner düsteren, schweren Pracht so wohl zu dieser Schmerzenseichen. Viel freier und doch in königlicher Majestät fließt der andächtig Lesenden das Kleid herab, fast so schön und auch so feierlich wie ihr Name lautet: Regelindis. Die größte Fülle dieser Reize hat die verschwenderische Hand des Künstlers über das Gewand der Adelheid ausgebreitet: an ihm hat der Meister ganz absichtlich, ganz voll künstlerischer Hintergedanken, alle Wirkung nur darauf gestellt, einen ganz schlanken, edel-hohen Frauenkörper anzudeuten, ohne daß doch die keusche Geschlossenheit und Herbitheit des Kleides mehr als die zartesten Umriffe verräth.

Zuletzt aber — und Dies ist nicht wichtiger, aber vielleicht deutlicher als alles Andere — ist von der Seele in diesen Statuen weit mehr verrathen als in den Reliefs. Die Köpfe athmen eben so viel Wirklichkeitssinn wie jene, sie sind ganz persönlich gehalten und jeder von ihnen mag ein Bildniß sein, wenn auch vermuthlich nicht von den Dargestellten, die, als der Künstler am Werk war, schon ein Jahrhundert im Grab ruhten; eher vielleicht von ihren Enkeln. Sie sind allesammt dadurch ausgezeichnet, daß bei ihnen in jedem, auch im körperlichen Sinn, Persönlichkeit herrscht und niemals Typus, niemals auch typische Schönheit, — was wir Heutigen, durch die tausend Glätten und Süßlichkeiten inzwischen durchlebter Kunstalter hart Geprüften, besonders dankbar empfinden. Aber weit stärker fällt der leidenschaftliche

Drang des Künstlers auf, seelische Eigenschaften, Charaktere, Temperamente zu schildern. Fast jede von diesen Figuren, auch unter den minder bedeutenden, ist von einer sehr klar ausgeprägten psychologischen Absicht beherrscht; so der Alte mit dem erhobenen Schwert, der etwas leidam-holerisch in die Welt schaut, der Jüngling mit dem aufgestellten Schild, Thino von Gistritz, dessen Mund so drollig märrisch geformt ist. Der Graf Dithmarus, der sich hinter dem Schild verbirgt und dessen Gesicht ganz dieser Heberde entsprechend ängstlich und geduckt ist. Dann in langsam fortschreitender Steigerung Konrad von Wettin, dessen ernsthaft edler Kopf das prachtvollste, das deutscheste Jünglingsantlitz aufweist, und der Schildhalter Wilhelm von Kamburg, dessen tiefe Züge unter der Last des Lebens zu leiden scheinen, und endlich der am Kreuz stehende Johannes, der mit fast theatralisch heftiger Heberde und einem fast schauspielmäßig bekümmerten Gesicht weniger ein bestimmtes Temperament als den hohen Schmerz der Stunde zum Ausdruck bringen soll. Eine ganz spezifisch gesehene und eben so spezifisch geartete Natur ist er noch überdies; der genüßlich fein gespitzte Mund und die tiefen Falten erinnern, wie noch viele andere Züge, an einen geistvollen Schriftsteller unserer Tage.

Die Frauen treten weit weniger ausgesprochen auf, aber der tiefe Blick des Meisters für die Realität des Lebens und der Seele bewährt sich an ihnen nicht minder. Sie sind so zurückgehalten geschildert, wie ihre sicherlich viel weniger differenzirte Art es verlangte, nicht selten befangen, fast lieblich-dämmlich, — das Wort in dem gütigen Sinn gebraucht, das ihm Gottfried Keller etwa lieh. Die beiden Edelsten und Schönsten selbst, Adelheid und Regelindis, spiegeln stille deutsche Weiblichkeit; ganz mädchenhaft ist die ernste, schalkhaft drollig, nicht eben klug, die heiter lachende Gattin. Und hier erweitert sich die Schilderung zur Szene, das Portrait wird zum Drama; denn neben den Ehefrauen treten die Gatten auf und bilden in ihrer eben so scharf herausgetriebenen Charakteristik zu ihren Genossinnen das merkwürdigste Gegenpiel. Das Meisterstück ist auch in der Reihe der Frauen die Gestalt am Kreuz. Unsäglich fein ist zunächst das höhere Alter der Heilandsmutter angedeutet, die doch zugleich ein schönes, und zwar ganz persönlich schönes Antlitz zeigt. Es ist von dem lieblichen Typus, der an Frauen deutschen Männern die beste Augenweide bereitet, aber ganz von Gram durchfurcht und erfüllt von dem selben leidenschaftlich großen Schmerz, den auch die Haltung der Hände, ja selbst das Gewand ausspricht.

Uberschaut man das gesammte Werk, so wächst und wächst es vor unseren Augen und die Gestalt des Meisters, der hinter ihm steht, mit ihm. In den letzten und größten Theilen des Ganzen, in dem Johannes, in der Adelheid, in der Maria ist in Wahrheit der Realismus, von dem die Leistung

emporsteigt, weit übertroffen und es ist eine der seltenen Höhen dieser Kunstübung erstiegen, zu denen nur die großen Wirklichkeitskünstler dringen, die sich über sich hinaus zu heben wissen. In ihr ist Stil, ist Größe. Denn die Bildniß-Statuen offenbaren eine Künstlerpersönlichkeit, die auf starke Prägung, herrliche Meisterung der Natur ausgeht, ohne daß sie freilich dem Kern der Wirklichkeit, den sie mit fest saugenden, tief bohrenden Blicken sich erobert, in anderer Richtung Gewalt anthun möchte, als die Richtung des Dargestellten selbst sie weist. Alle größten Portraitisten bis zu Velasquez und Tizian hinauf waren dieses Schlages, und wo in unseren Tagen sich diese hohe Kunst wieder regt — es geschah erst jüngst —, da schlägt sie den selben Weg ein, da hält sie die selbe Mitte zwischen Wiedergabe und Stilisirung, Steigerung der Persönlichkeit. Der Meister des naumburger Doms aber gehört zu den Ersten dieser Reihe; er hat unter den Bildnern des romanischen, ja auch des gothischen Stiles keinen, unter den Malern des germanischen Mittelalters wenige Seinesgleichen; denn was seiner Seelenkunde an Differenzirung fehlt — und es ist wahrlich wenig genug, auch wenn man ihn mit Künstlern sehr viel höherer, feinerer Entwicklungsstufen vergleicht —, das ersetzt die Einzigkeit und Vorbildlosigkeit seines Wirkens. Denn wo wären die Werke, die er nachgeahmt hätte? Von der Antike kann ihn nur der Hauch erreicht haben, der durch sein ganzes Zeitalter nachwehte und den der Lauf der Jahrhunderte schwach genug hatte werden lassen. Und Italien? Vor Jahren, da ich diese Bildwerke zuerst sah und mit noch halb blinden Augen ihre Schönheit nur wie aus der Ferne dunkel empfand, da sagte man mir, diese Madonna sei so schön, daß sie doch wahrscheinlich von Italiener-Hand herrühre. Heute lächle ich der Sorge und mein Gewöhrtmann wird es mit mir thun. Wer hätte denn dieser Italiener sein sollen, da Niccolo Pisano, der erste Meister des Jahrhunderts, nicht einen dieser Köpfe, nicht eine dieser Hände je zu schaffen im Stande gewesen wäre? Und mich dünkt, man wird schon um dieser Erkenntniß willen, wenn von den größten Namen germanischer Kunst gesprochen wird, wenn von Stephan Lochner, von Holbein und Dürer, ja selbst den Brüdern van Eyck die Rede ist, von dem Meister des naumburger Doms fortan nicht mehr schweigen dürfen.

Und ist noch nöthig, zu sagen, auf welche Seite die Waagschale sich neigt, wenn nordisch-germanische und italisch-halbgermanische Bildnerei gegen einander gewogen werden? Wer von dem freundlichen Saalestädtchen die Gedanken nach Pisa zurückschweifen läßt, das heute noch das edle Totendenkmal einer ungleich größeren Vergangenheit ist, wird doch unumöglich die kalte, leere und zuletzt erborgte Pracht von Niccolo Pisanos in den kaiserlich-römischen Sarkophagstil übersehtem Klassizismus mit der ursprünglichen herben Kraft des deutschen Meisters und seiner Wirklichkeitskunst und noch weniger

mit dem höheren Ton seiner leidenschaftlich kultivirten Seelenmalerei auf eine Stufe stellen wollen. Denn daß die eine fast ganz geliebt, die andere fast ganz selbständig ist, braucht kaum erwähnt zu werden; auch das absolute Werthverhältniß ist kein anderes. Und auch alle die üblichen Vorurtheile gegen nordische Kunstübung verblaffen vor dem tiefen, aber durchaus nicht nur innerlichen Glanz der naumburger Bildwerke. Wir beten die edelste Schauspielerin unserer Tage nicht zuletzt ihrer unvergleichlichen Hände wegen an; wirkt es da nicht wie ein Wunder, in dieser sonst so plumpen und ungeschlachteten Zeit einen Künstler diese selbe Schönheit finden und vollkommen widerspiegeln zu sehen? Man vergleiche nur einmal die Hand der Wöchnerin Maria an Niccolòs Kanzel; sie steht wahrlich hoch genug über den kindisch-tölpelhaften Versuchen aller sonstigen Bildnerei dieses Zeitalters, aber sie wirkt wie ein ungeschicktes Gefüge neben der anmuthigen und doch ganz wahren Hand der Adelheid oder Regelinis. Daß die größere Herbeheit die echtere Wahrhaftigkeit bei dem Nordländer ist, nimmt nicht Wunder; und wenn sich hier einmal die Abhängigkeit von der Antike durch die gänzlich leeren Maskengesichter an der italiischen Kunst rächt, die ihr sonst so viele formale Vorsprünge dankt, so sind wir zuletzt nicht überrascht. Aber kann es auch eine zartere Anmuth, eine aristokratischere, gewähltere Form hohen, aber auch vollkommen wirklichen Menschenthumes geben, als diese Werke eines der tausendmal plump gescholtenen Deutschen hier widerspiegeln?

Wilmersdorf.

Professor Dr. Kurt Breyfig.



Selbstanzeigen.

Ideale Lebensziele. E. G. Raumann, Leipzig 1901.

Da mir die Selbstanzeige meines Buches erlaubt wurde und ich es ungebührlich finde, es selbst zu empfehlen, so will ich vor der Lecture warnen; natürlich nur einige Schichten der Gesellschaft. Vor Allem möchte ich die Schwelger im Glauben abhalten, meinem Buch nahzukommen. Besonders die Abschnitte über die Ideale des Wissens und der Sittlichkeit bringen Betrachtungen, die die Unwissenheit der im Glauben Festen beeinträchtigen und jenen Dünkel verringern könnten, der sie Alles verachten läßt, was von Naturwissenschaftlern gelehrt wird. Die Natur halten sie nämlich für eine abscheuliche Konkurrentin Gottes und wären entsetzt, in meiner Schrift Betrachtungen über die Weltphysik als Erzählerin oder Bescheiden auf die Fragen zu begegnen, ob man Seelen suchen dürfe und ob das Christenthum einen Besitzungwerth habe. Verlezt wäre auch das Zartgefühl der im Glauben Aufrechten durch meine Ansichten über die „Passionwege zum Wissen“, über die kritischen Widerstände im Dienste der Wahrheit, vielleicht auch durch die ausführlichen Betrachtungen über die Philosophie des Geschlechtstriebes und über die Wechselbeziehungen von Lieben und Leben. Ab-

stoßen müßten sie auch in dem Abschnitt über die Ideale des Genusses die Essays über die Darstellung der Frauenschönheit bei verschiedenen Kulturvölkern. Es giebt zwar Aesthetiker, die in der künstlerischen Nachbildung edelgebauter Frauenkörper, die von Schneidern abseht, den Gipfelpunkt des Naturschönen erblicken; allein sie kommen nicht gegen jene Ueberleuschen auf, die im Verstandlichen der Frauenanmuth, die das Tragen eines Bademantels lästig findet, eine polizeilich zu verfolgende Schamlosigkeit erkennen. Deshalb Hände weg von einem Buch, das Solches unumwunden bespricht! Auch konservative Politiker sollten meinem Buch aus dem Wege gehen, da ihnen viel Unangenehmes darin gesagt wird. Schon die Hinweis auf das menschlich Verwerfliche bei Natur- und Kulturvölkern, unhöfliche Betrachtungen über die lückenhafte Bildung von Volksvertretern, über den Zwang im Ibedienst und viele andere Ausführungen über ethische Ideale und über „politische Vernunftziele“ müßten ihnen wider den Strich gehen. Noch zwei andere Gesellschaftsrichtungen würden bei der Wohlgenährtheit ihres Dünfels und Hochmuthes meinem Buch ihre Abneigung deutlich zeigen: das Junkerthum und die lückenhafte erzogene Lehrerschaft der Hochschulen. Ihr Unmuth würde besonders bei dem Kapitel meiner Schrift von der Umbildung des Unterrichtes heiß auslockern. Auch die Abhandlung: „Wie ein gebildeter Fürst dem Idealstaat dienen könnte“ würde sie ärgern, weil ein Fürst dieses Schlags gegen Mönche und Spitalbrüder der Wissenschaft eben so entschieden auftreten würde wie gegen Junker, die wenig gelernt und das Wenige bereits vergessen haben. Die Rückständigen aller Farben, die sich grundfäglich von allen idealen Lebenszielen abwenden, mögen also mein Buch ungelesen lassen.

München.

Professor Dr. Adalbert Svoboda.



Der Ungebändigte, Roman. Verlag Jang-Deutschland (S. Dyk).

Mein Buch ist als psychologischer Versuch gedacht, als eine Roman-Monographie, als ein Relief, nicht aber als ein objektives, abgerundetes Ganze. Der Ungebändigte allein tritt in den Vordergrund, in volle Beleuchtung, während alle Nebenpersonen nur so weit Berücksichtigung finden, wie sie zu ihm in Beziehung treten. Aus seinem Gesichtswinkel ist das Werk geschrieben; ein Stück Leben wird darin festgehalten, so wie es sich in seinen Augen spiegelt, nicht aber, wie es etwa allgemein als wahr angenommen wird. Die Hauptperson selbst soll ein Typus, eine Verkörperung der modernen, neurotischen belasteten Jugend sein, ein Mensch, dessen anerzogene und ererbte Ideale im schärfsten Kampf mit seinem unerfülllichen Drang nach kalter Erkenntniß liegen. Seine Seele, die mit dem glücklichsten Märchenschiff und einer Ladung sonniger Träume und bunt schillernder Illusionen auf das räthselhafte Meer des Ungewissen hinausgesegelt ist, leidet Schiffbruch an den scharfen, starren Klippen schroffen Zweifels. Der „Held“ vermag jedoch die Besitzthümer seiner Kindheit nicht ganz preiszugeben; er klammert sich kampfhafte an die spärlichen Trümmer seiner untergegangenen Verlickheiten. Er wird zum Illusionmorphismisten, der ohne benehendes Narcotium nicht mehr leben kann. Er giebt sich seinen Ekstasen hin, bleibt aber stets nüchtern genug, um sich auch während solcher Stimmungen im Spiegel scharfer Selbst-

kritik beobachten zu können. Er leucht unter der Last seines Verstandes und krank an dem Konflikt seiner dissonirenden Empfindungen. Enttäuscht und verzweifelt ergiebt er sich seinem letzten Rausch, dem Taumel der Sinnlichkeit; er wird zum Don Juan, allerdings zu einem defakenten Don Juan, der mit sich selbst mehr als mit seinen Opfern ringt. Auch das Weib vermag ihm dauernde Befriedigung nicht zu bringen, seine Unrast und Zerrissenheit nicht zu heilen. So wirft er denn, aus Ekel vor sich selbst und der ganzen Welt, das Leben von sich.

Wien.

Karl Johannes Schwarz.



Der kleine Willberg.

Seit der kleine Willberg, wie die Kameraden ihn nannten, oder Herr von und zu Willberg von Willberghagen, wie er sonst hieß, durch Allerhöchste Kabinettsordre zum Lieutenant mit monatlich fünfundzwanzig Tholern Gehalt ernannt worden war, wurde er von Tag zu Tag sonderbarer. Körperlich war er wohl und munter, er hatte einen guten Appetit, er aß für Zwei und trank für Drei und hatte einen Kaffineest wie ein alter Stabsoffizier. Daß er während des Essens über den Dienst schalt, ist selbstverständlich.

So schien es fast, als ob er ganz gesund sei; und doch war er krank und sein Weiden nahm von Tag zu Tag zu. Er litt nämlich an Bazillen oder, richtiger gesagt, an einem Bazillus, — und noch dazu an dem gefährlichsten, den es giebt, obgleich ihn noch kein Arzt entdeckt hat.

Namentlich die Civilisten, die mit dem kleinen Willberg verkehrten, merkten, daß er ernstlich krank sei. Seine Ansichten wurden von Tag zu Tag verschrobener und so glaubten sie zuerst, er hätte Fieber im Gehirn, wie es beim Militär genannt wird, wenn Einer geistig nicht ganz normal ist. Schließlich kamen sie aber dahinter, daß Willberg in seinem Schädel den Militär-Bazillus spazieren trug, der sich dadurch äußert, daß er in dem von ihm Heimgesuchten nicht nur den Glauben, sondern sogar die felsenfeste Ueberzeugung hervorruft: es giebt nur einen Stand auf der Welt, den Offizierstand; alles Andere ist noch ganz bedeutend weniger als gar nichts. Erst kommt der Lieutenant, dann kommt er nochmals, dann kommt er zum dritten Mal, — und dann kommen die Anderen auch noch nicht. Die zählen gar nicht mit.

Der kleine Willberg wußte nicht, daß er krank war. Er hielt sich geistig für vollständig gesund und er selbst konnte schließlich auch nicht allzu viel für seinen Gehirnklaps; der war ihm anezogen worden. Schon im Corps hatte die Dressur begonnen. Als er dort mit sieben Jahren ankam, war er für sein Alter noch merkwürdig verständig gewesen; er hatte sogar noch mit einigen Freunden, die nicht im Corps waren, hin und wieder einen schriftlichen Gruß gewechselt. Aber bald hatte sein Stubenältester ihm klargemacht, daß sich so Etwas für einen Kadetten nicht passe. Er hatte es eingesehen und danach gehandelt.

Mit zehn Jahren war er schon vollständig militarisiert. Wenn er von seinem Vater sprach, erzählte er nicht, dieser würdige Herr sei Rittergutsbesitzer

und Mitglied des Herrenhauses, sondern nur, daß er früher bei den Garde-
dragonern gestanden und da den letzten Feldzug mitgemacht habe. Und wenn
er von seiner Mutter sprach, vergaß er nie, zu erwähnen, daß sie die Tochter
eines Brigadefommandeurs sei. Daraus war er sehr stolz, denn er war in seiner
Stube der Einzige, dessen Mutter einer Offiziersfamilie entstammte. So hatte
er also durch und durch militärisches Blut in den Adern. Dessen mußte er sich
würdig zeigen. Das sah er von Tag zu Tag mehr ein. Er zeigte sich würdig
und der Lohn blieb nicht aus: nach fünf Jahren wurde er selbst Stubenältester
und nach weiteren fünf Jahren war er so sehr Soldat, daß er nicht begriff, wie er
als Civilist geboren werden konnte.

Mit achtzehn Jahren trat er in die Armee als Fähnrich ein. Er hatte
die Ansichten eines verrückten Kaninchens, aber trotzdem war das Regiment auf
ihn sehr stolz und der Oberst sagte sogar: „Er ist ein Fähnrich, der in Bezug
auf seine Besinnung und die untadelhaften Auffassungen nichts mehr zu lernen
braucht. Wäre er älter, so würde ich sagen: ich könnte mir keinen besseren Lehrer
für meine jungen Offiziere wünschen.“ Und der Fähnrich war wirklich tadellos;
er sprach nur, wenn er gefragt wurde, und suchte seinen Umgang nur in Offizierkreisen.

Als er Lieutenant geworden war, mußte er auch in den Civilfamilien,
in denen das Offiziercorps verkehrte, Besuch machen. Zuerst strifte er; aber als
ihm erklärt wurde, ohne Besuch gemacht zu haben, werde man nicht eingeladen,
und ohne eingeladen zu werden, könne man nicht leben, und eingeladen zu werden,
verpflichtet zu nichts, und wieder einzuladen brauche man nicht, und abbrechen
könne man den Verkehr ja immer wieder, — als ihm die Augen so geöffnet
wurden, sagte er: „Na, denn meinetwegen.“ Er nahm einen Wagen, fuhr bei
den Familien herum und war im Stillen gegen Alle entrüstet, die ihn annahmen.
Über ihre Dinerseinladungen lehnte er nicht ab; o nein: im Gegentheil.

Er war hochmüthig. Einige Civilfamilien ärgerten sich über seinen militärischen
Bazillus, sagten es dem Regimentsadjutanten und Der sagte es dem Herrn Ober-
sten. Und der Kommandeur ließ sich seinen Lieutenant kommen. „Mein lieber Will-
berg“, sagte er, „Sie sind noch jung; Ihre Ansichten und Anschauungen sind zwar
die richtigen, aber Sie haben noch nicht tolerant denken gelernt. Sie sind im Corps
erzogen, also in den richtigen Grundsätzen. Mit vollem Recht sehen Sie in dem
Stande, dem Sie angehören, den vornehmsten und edelsten, denn die Armee ganz
allein hat unser Vaterland zu Dem gemacht, was es heute ist. Niemand will
und kann uns den ersten Platz, den wir im Staat einnehmen, rauben. Aber
Sie müssen die innere Genugthuung, die Sie bei der Vorstellung, Offizier zu
sein, empfinden, verbergen lernen. Civilisten sind nun einmal auch nöthig und
es ist ein Akt der Grobmuth, ihnen nicht nur die Existenzberechtigung zuzu-
gestehen, sondern sie auch als eben . . . na, sagen wir: mit ausgesuchtester Höf-
lichkeit zu behandeln. Ich hoffe, Sie verstehen mich. Es ist nicht immer leicht,
für so schwierige Verhältnisse, wie es das des Offiziers dem Civilstand gegen-
über nun einmal ist, das richtige Wort zu finden. Denken Sie nach, dann werden
Sie selbst das Rechte treffen.“

Nach dieser Rede des Herrn Obersten, die das Rechte wollte und das
Unrechte förderte, wuchs der Militär-Bazillus unheimlich auf und verdrängte gar
bald auch noch die letzten verständigen Ansichten, die der kleine Willberg in lichten

Momenten manchmal gehabt hatte. Großmuth, Höflichkeit, vornehmster Stand: der Aufforderung, hierüber nachzudenken, war er nicht mehr gewachsen.

Es kam der Hauptkutschtag des Regiments, der Tag, an dem vor mehr als dreißig Jahren die damals erst neu gegründete Truppe sich heldenmüthig geschlagen hatte. Wie kann ein so denkwürdiger Tag besser gefeiert werden als durch ein Festessen, bei dem sich Alle, die an dem erworbenen Ruhm noch unschuldiger als ungeborene Kinder sind, bis zur halben oder ganzen Bewußtlosigkeit betrinken? So gab es denn in dem festlich geschmückten Kasino ein großartiges Liebesmahl, zu dem alte Regimentsangehörige und viele Gäste geladen waren. Gleich von Anfang an wurde sehr brav gezecht und an der hübsch geschmückten Tafel herrschte gar bald eine äußerst lustige Stimmung. Die, denen zu Ehren man heute die theuersten Speisen und Getränke genoss, hatten es vor dreißig Jahren, als sie sich tod oder zu Krüppeln schießen ließen, nicht halb so gut gehabt.

Der Einzige, der an der langen Tafel nicht in Stimmung kam, obgleich auch er das Trinken nicht vergaß, war der kleine Willberg; und daß seine Laune nicht besonders rosig war, kam daher, daß er zwischen zwei Civilisten saß. Einen hätte er sich zur Noth noch gefallen lassen; aber gleich zwei auf einmal! Das war bitter. Er that das Klügste, was er nach seiner Meinung thun konnte: er ignorirte die beiden Herren vollständig. Sprechen konnte er doch nicht mit ihnen; was mußten die beiden Civilisten denn von dem Ehrentag des Regiments! Davon hatten sie doch keinen blauen Dunst; na, und über etwas Anderes konnte man sich doch heute nicht unterhalten.

Wenn der kleine Willberg trotzdem sich plötzlich mit seinem Nachbar zur Rechten in ein Gespräch einließ, so geschah es, weil der Regimentsadjutant ihm durch eine Ordonanz die schriftliche Aufforderung sandte, sich gefälligst Etwas um seine Nachbarn zu kümmern. Willberg fand die Zumuthung stark. Er wußte ja nicht einmal, wer die Beiden waren; vorgestellt hatten sie sich ihm ja natürlich; aber wer versteht denn die Namen?

„Sind Sie auch Soldat gewesen?“ fragte er endlich.

„Selbstverständlich“, lautete die Antwort, „aber leider nur ein Vierteljahr. Ich wurde sehr krank, lag viele Wochen im Lazareth und wurde dann als dauernd dienstuntauglich entlassen.“

„Schlapp“, dachte der Lieutenant; „so was kann auch nur einem vermeichlichten Civilisten passieren“; laut aber sagte er: „So, so, also Sie sind nicht Referentoffizier? Sehr schade für Sie. Darf ich, ohne indiscret sein zu wollen, fragen, was Sie jetzt sind?“

„Gewiß“, gab der Andere zur Antwort, „warum denn nicht? Ich bin Schriftsteller.“

Der kleine Willberg machte ein mitleidiges Gesicht: „So? Schriftsteller?“ fragte er. „Sagen Sie mal, lohnt sich Das denn eigentlich? Kann man denn davon leben? Was bekommt man denn für solche Angelegenheit bezahlt? Ich habe mir sagen lassen, zum Leben sei es zu wenig, zum Sterben zu viel.“

Der Andere lächelte ironisch, dann sagte er: „Ich glaube, Herr Lieutenant, wir kennen uns zu wenig, als daß Sie von mir einen genauen Bericht über meine Einnahmen verlangen können.“

„Wie Sie wollen“, sagte der kleine Willberg ganz ruhig; „ich glaubte, es würde Ihnen Spaß machen, sich einmal auszusprechen zu können. Im Grunde interessiert Ihre Thätigkeit mich natürlich sehr wenig... Habe keine Zeit, zu lesen, außerdem hat mir Jemand gesagt: Schriftstellern kann Jeder.“

„Gewiß“, lautete die Entgegnung, „Schriftstellern kann Jeder; wenigstens versucht es heutzutage Jeder. Sie kennen gar keine Bücher? Aber die Geschichte Ihres Regiments werden Sie doch gelesen haben?“

„Aber selbstverständlich.“ Der kleine Willberg sah seinen Nachbar, in dessen Worten eine gewisse Veringshätzung der Regimentsgeschichte zu liegen schien, scharf an. „Das kann allerdings nicht Jeder schreiben, dazu muß man Soldat gewesen sein mit Leib und Seele, sich eins fühlen mit seinem Regiment... Aber Vardon! Das werden Sie kaum nachfühlen können.“

„O doch“, erwiderte der Andere ruhig.

„So; wundert mich; liegt doch eigentlich außerhalb Ihrer Sphäre. So was zu schreiben, ist beinahe so schwer, wie selbst ein guter Soldat zu sein.“

„Welche Eigenschaften halten Sie dazu für erforderlich?“

„Gute Familie, tadelloser Ruf, gute Gesundheit...“

„Das ist Alles?“

Der kleine Willberg sah verwundert auf: „Was sollte noch fehlen?“

„Geistige Begabung ist also nicht erforderlich?“

In dem selben Augenblick erhob sich ein Redner. Feierliche Stille. Er ging aus von dem Wort Bismarcks: „Alles können die anderen Staaten und nachmachen, nur nicht den preussischen Lieutenant.“ Er rühmte die Ritterlichkeit der Gesinnung, den Dienstfeifer, die Pflichttreue... und schloß mit einem Hoch auf den Geist des Offiziercorps.

Die Musik blies Tusch, die Kläser klangen an einander, ein donnerndes Hoch ertönte, und während der kleine Willberg mit seinem Nachbar zur Rechten anstieß, sagte er, der die Rede ganz falsch verstanden hatte: „Was brauchen wir geistige Begabung? Sie hören es ja: der Geist ist da!“

Aber der Nachbar sah aus, als hätte ihn die Rede ganz anders gepackt als die jungen Lieutenants ringsum; er schrieb nicht mit Hurra, sondern blickte träumerisch vor sich hin, so daß der kleine Willberg beinahe Mitleid mit ihm verspürte. „Solch armer Civilist“, dachte er; „nicht mal einen Begeisterungsrusch kann er empfinden“; und mit halblauter Stimme fragte er: „Soldat sein ist doch schöner als Schriftstellern, was?“

Der hob die Augen und sagte: „Ueber Selbsterlebtes zu schreiben, ist sehr hübsch, auch wenn man die Geschichte seines Regiments schreibt. Auch dann, wenn man nur als gewöhnlicher Soldat von der Schulbank aus weg in den Krieg zog und gleich lahm geschossen wurde. Und dann ist auch die geistige Begabung da; auch darin haben Sie Recht.“

... Und von dem Tage an wurde der kleine Willberg in dem Verkehr mit den Civilisten noch zurückhaltender, als ers unter der Einwirkung seines Militärbajillus schon früher gewesen war.

Freiherr von Schlicht.



Deutschtum in Amerika.

Den Deutschen im Ausland, besonders denen in Nordamerika, wird häufig der Vorwurf gemacht, daß sie ihre Nationalität schnell und leichtfertig aufgaben. Das wird ihnen am Meisten von ihren Landsleuten in der Heimath verübelt. Dieser Vorwurf ist nicht ganz unberechtigt und kann deshalb nur zum Theil zurückgewiesen werden. Aber ich hoffe, eine gerechtere und mildere Beurtheilung der Deutschamerikaner herbeizuführen, indem ich den Versuch unternehme, die Schwierigkeiten darzulegen, mit denen sie zu kämpfen haben, um sich und ihren Nachkommen die ursprüngliche Nationalität zu erhalten.

Ich frage zunächst: Wer wandert aus und welche Gründe veranlassen zur Auswanderung? Die folgende, den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes (Neunter Jahrgang, erstes Heft, 1900) entnommene Tabelle giebt die Antwort:

Beruf der im Jahre 1899 ausgewanderten Deutschen.

Beruf und Berufsstellung.	männl.	weibl.
A. Land- und Forstwirtschaft (auch Gärtnerei, Thierzucht, Jagd, Fischerei).		
1. Selbständige (Eigenthümer, Pächter)	334	
2. Landwirtschaftliche Tagelöhner, Knechte, Mägde, auch sonstige Gehilfen	2154	87
3. Nicht erwerbend thätige Angehörige von 1 u. 2	534	1151
B I. Bergbau, auch Hütten- und Salinenwesen.		
1. Erwerbend Thätige	76	
2. Nicht erwerbend thätige Angehörige	15	24
B II. Industrie (Gewerkswesen), auch Bauwesen.		
1. Selbständige (Geschäftsinhaber)	460	4
2. Gehilfen aller Art und Arbeiter in einem bestimmten Industriezweige	2584	49
3. Nicht erwerbend thätige Angehörige von 1 und 2	320	739
C I. Handelsgewerbe, auch Versicherungsgewerbe.		
1. Selbständige (Geschäftsinhaber)	779	2
2. Gehilfen aller Art	2323	2
3. Nicht erwerbend thätige Angehörige von 1 und 2	112	365
C II. Gast- und Schankwirtschaft, sonstige Verkehrsgewerbe.		
1. Selbständige (Geschäftsinhaber)	40	—
2. Gehilfen aller Art	653	46
3. Nicht erwerbend thätige Angehörige von 1 und 2	29	83

Beruf und Berufsstellung	männl.	weibl.
D I. Häusliche Diensthöten (nicht gewerbliche; diese sind unter A, B II, C I und II, 2 eingereicht).		
1. Erwerbend Thätige	60	281
2. Angehörige	14	44
E. Sogenannte freie Berufsarten, auch öffentlicher (Staats- u. f. w.) Dienst.		
1. Selbständige	490	93
2. Angehörige	31	70
F. Ohne Beruf und Berufsangabe.		
1. Selbständige	673	5821
2. Angehörige	921	1272

Die Tabelle bezieht sich auf alle deutschen Auswanderer; da aber 81 Prozent von ihnen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika auswandern, giebt sie wohl auch ein richtiges Bild von der Berufsangehörigkeit der deutschen Auswanderer nach den Vereinigten Staaten. Ein großer, etwa der neunte Theil sind ländliche Arbeiter, die sich in der neuen Welt selbständig zu machen hoffen. Sie sind nicht zufrieden mit dem Lohn und der Lebenshaltung, die ihnen die alte Heimath bieten, Verwandte und Freunde sind ihnen vielleicht schon vorangegangen, schreiben ihnen begeisterte Briefe über die amerikanischen Zustände und suchen sie zu überreden, auch drüben ihr Glück zu versuchen. Bauernsöhne, deren ältester Bruder das elterliche Gut übernommen hat, wandern aus, um in Amerika ein kleines Gut zu erwerben und sich hinaufzuarbeiten. Das baar ausgezahlte kleine Erbtheil reicht nicht aus, um sich im Vaterland anzulassen, der jungfräuliche Boden drüben im Westen dagegen ist billig und gewinnverheißend. Vielfach wird dort sogar noch die Ansiedelung unterstützt, so von den Agenturen der großen, weite unbebaute Landstrecken besitzenden Eisenbahnen, die durch billige Ueberlassung des Grundstückes und durch Gewährung von Kredit für die ersten nothwendigen Geräthschaften locken. Arbeiter und Handwerker siedeln häufig über, weil die hohen amerikanischen Löhne sie anziehen.

Nur ein verhältnißmäßig geringer Prozentsatz aller Auswanderer stammt aus gebildeten Kreisen. Zu ihnen gehören hauptsächlich die Leute, die in ihrer Laufbahn Schiffbruch gelitten haben: heruntergekommene oder durch Unglück in Schulden gerathene Menschen, solche, die ein Examen nicht bewältigen konnten; zuweilen auch Personen, die mit den Strafgesetzen in Konflikt gerathen waren. Alles flüchtet nach Amerika, um, wenn möglich, dort ein neues Leben anzufangen. Zu dieser Gruppe sind auch die geistlichen oder sonst fertig ausgebildeten Beamten zu rechnen. Die allgemeine Ueber-

fällung in den liberalen Berufsarten und das dadurch herbeigeführte lange Warten auf eine feste Anstellung treibt sie in großer Zahl nach Amerika. Ihnen reihen sich endlich auch junge Leute an, denen der bureaukratische deutsche Polizeistaat zu eng ist, die nach größeren Verhältnissen und nach freierer Bewegung streben, besonders junge Kaufleute und Ingenieure.

Unglückliche heimische Verhältnisse, daneben die Hoffnung auf Besserung ihrer Lage, treiben also die Meisten zur Auswanderung und dieser Umstand mag allein schon die patriotische Erhaltung des Deutschthums in Frage stellen, zumal es vielen deutschen Einwanderern auch wirklich gelingt, sich emporzuarbeiten.

Bis vor Kurzem fehlte es an einer mächtigen Vertretung der deutschen Interessen im Ausland, hinter der die Macht eines großen deutschen Staates stand. Was mußte der Ausländer von Baden, Hessen, Oldenburg u. s. w.? Der Deutsche war daran gewöhnt, sobald er sich im Ausland ansiedelte, vom Vaterland losgerissen zu sein, er fühlte sich ihm durch nichts mehr verbunden, glaubte, ihm nichts mehr zu schulden, und war meist von dem Bestreben erfüllt, dem Lande anzugehören, dem er sich zugewendet hatte; wollte er aber diesem sich nicht völlig hingeben, so sah er sich genöthigt, sich unter den Schutz irgend eines anderen, mächtigeren Staatswesens, etwa Englands, zu stellen. Schon allein dieses Gefühl der Vogelfreiheit oder aber der eben erworbenen Zugehörigkeit zur neuen Heimath mußte naturgemäß die Schwächung des deutsch-nationalen Empfindens beschleunigen.

Sehr erschwerend für die Erhaltung des Deutschthums, besonders bei den Nachkommen der Ausgewanderten, ist die Erscheinung, daß die Deutschen als Rasse unbeliebt sind und in geringem Ansehen stehen. Der Grund dafür ist in mehreren Umständen zu suchen. Erstens befinden sich unter den deutschen Einwanderern viele schlechte Elemente; die große Mehrzahl stammt aus der untersten Klasse. Nur 2,6 Prozent aller Auswanderer gehören den freien Berufen an, nicht ganz 2 Prozent sind als selbständige Geschäftsinhaber in Industrie, Gewerbe und Bauwesen angeführt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Amerikaner, die unsere Nation nur durch jene Eingewanderten kennen lernen, sich kein sehr günstiges Urtheil von ihr bilden. Die deutschen Arbeiter, die sich drüben ansiedeln, stehen entschieden auf einer tieferen Stufe allgemein menschlicher Gesittung als die amerikanischen. So denken vor Allem die in Nordamerika stark verbreiteten Temperenzler, denen sich die Deutschen schon durch ihr vieles Trinken mißliebiger machen: wo sich ein paar Deutsche niederlassen, thut sich alsbald auch eine Schankwirthschaft auf. Endlich ist auch ihre viel berufene Irreligiosität ein Hauptgrund, weshalb sie in Amerika geringe Sympathien genießen. Besonders die gebildeten Deutschen, aber auch die anderen, halten wenig auf Sonntagruhe und stehen allem Kirchlichen lau gegenüber: Das kann die meist sehr kirchlichen Ameri-

kaner nicht gerade für uns einnehmen. Diese Geringschätzung der Deutschen geht zuweilen so weit, daß ihre Kinder in der Schule etwa die Stellung einnehmen wie bei uns vielfach die Juden. Ich erinnere mich, daß ein deutscher Knabe mich drüben fragte, ob die amerikanischen Kinder in Deutschland eben so schlecht behandelt würden wie sie in Amerika. Darin liegt natürlich für die Kinder eine große Versuchung, ihr Deutschthum zu verleugnen.

Es giebt viele deutsche Schulen in den Vereinigten Staaten. Fast zu jeder deutschen Kirche gehört eine; zuweilen wird diese aber nur Sonnabend abgehalten und kann dann natürlich nur als eine Ergänzung der englischen angesehen werden. In den kleinen Gemeinden wird der Unterricht vom Prediger allein ertheilt, an den größeren amtiren ein oder mehrere Lehrer, aber ihre Leistungen sind, entsprechend ihren kümmerlichen Gehältern, sehr gering, während die englischen Elementarschulen fast immer recht gut sind. In der deutschen wird Schulgeld gefordert und jedes Kind muß sich seine Bücher selbst anschaffen: die amerikanische Public School ist frei; in ärmeren Distrikten werden sogar die Bücher unentgeltlich geliefert. Dazu kommt, daß in verschiedenen Staaten gesetzliche Bestimmungen den Schulbesuch aller auf dem Lande aufwachsenden Kinder streng regeln; im schulpflichtigen Alter müssen sie während der Hälfte jedes Jahres eine amerikanische Schule besuchen; für die Städte bestehen je nach den einzelnen Staaten verschiedene Verordnungen in Bezug auf den obligatorischen Unterricht im Englischen, in amerikanischer Geschichte u. s. w. Es ist also nur natürlich, daß sehr viele deutsche Familien der amerikanischen Schule den Vorzug geben, was wiederum auf die deutsche Schule ungünstig zurückwirkt.

Auf diese Weise lernen die deutschen Kinder aber Alles auf Englisch; und zwar die wichtigsten Fächer, Geschichte und Geographie, ausführlich in Bezug auf Amerika, nur oberflächlich in Bezug auf Deutschland. Der Unterricht athmet amerikanischen Patriotismus. Die Kinder lernen die amerikanischen Denker und Dichter kennen, die deutschen bleiben ihnen fremd. Alle in der Schule neu erworbenen Begriffe wissen sie nur englisch auszudrücken, alle Bezeichnungen, alle Namen englisch auszusprechen. Und all Das soll die deutsche Sonnabend-schule oder gar die vielfach ungebildete Mutter in Bezug auf Deutschland ergänzen? Das ist doch kaum zu erwarten. So erzogene Kinder sind aber schon keine richtigen Deutschen mehr. Da sie wohl englisch, ihre Kameraden aber kein Deutsch verstehen, sind sie gezwungen, den größten Theil des Tages englisch zu sprechen; bald sprechen die älteren Geschwister auch unter einander englisch. Die Kleinen, die auf diese Weise sehr viel Englisch zu hören bekommen, beherrschen bald beide Sprachen gleich gut, ja, bekommen in den meisten Fällen einen ausgeprägt deutsch-amerikanischen Accent; jeder Deutsche hört sofort, daß sie in Amerika aufgewachsen sind, jeder Amerikaner hält sie für seine Landsleute.

Ich entsinne mich, daß deutsche Kinder bei dem Abfingen eines Liebes stets Liebe statt Liebe lasen, bis sie das Wort in ihrem Buch in Liebe umänderten. Die deutsche Schrift ist den Meisten dieser Kinder unbekannt, so daß ihnen die Briefe ihrer Verwandten von jenseits des Ozeans unzugänglich sind.

Die Erwachsenen sind in vielen Beziehungen genöthigt, sich einigermaßen zu amerikanisiren. Schon ihr Beruf wird sie vielfach zwingen, englisch zu sprechen. Die Geselligkeit hat natürlich den landesüblichen Anstrich, ja, selbst Familienfeste müssen auf amerikanische Weise gefeiert werden, da Freunde und angeheirathete amerikanische Verwandte weder deutsch verstehen noch deutsche Kost lieben. Die täglichen Mahlzeiten sind amerikanischer Arbeit- und Zeiteinteilung angepaßt, der Küchencettel muß die Produkte des Landes berücksichtigen. Die Hauseinrichtung wird in den seltensten Fällen vom Vaterland mit herübergenommen; natürlich hat sie dann auch ganz amerikanisches Gepräge. Mancherlei amerikanische Gebräuche erscheinen der Hausfrau besonders praktisch und sie führet sie in ihre Wirthschaft ein; wieder Anderes ist durch äußere amerikanische Einrichtungen und Sitten bestimmt. So wird dem deutschen Haus mehr und mehr der amerikanische Stempel aufgedrückt und die Kinder lernen nie recht deutsche Art und Sitte kennen.

Es ist auch sehr die Frage, ob man ein Recht hat, den Kindern das Gefühl der Zugehörigkeit zu Amerika zu nehmen. Sie kennen Deutschland nicht: wie können sie es lieben! Sogar die Aussicht, es einmal kennen zu lernen, ist für die Meisten ausgeschlossen; man würde ihnen jedes Vaterland nehmen, wollte man ihnen verbieten, Amerika als das ihre zu betrachten. Außerdem sind sie amerikanische Bürger, finden ihren Weg viel leichter im Leben, wenn sie wie Amerikaner aufzutreten und sich Geltung zu verschaffen wissen, wenn sie so schnell zu arbeiten verstehen wie Jene, — ist's nöthig, auf Kosten deutscher Gründlichkeit. Kurz, die deutschen Eltern, besonders die unermitteltesten, würden ihren Kindern das Leben unnöthig erschweren, wenn sie hartnäckig versuchten, sie vollständig deutsch zu erhalten.

Um so mehr müssen wir Diejenigen unter unseren Landsleuten bewundern, die trotz all diesen Schwierigkeiten doch fest an ihrem Deutschthum halten. Daß solche Familien nicht vereinzelt sind, zeigen die vielen Glockenthürme von deutschen Kirchen. Die Kirche ist die eigentliche Trägerin des Deutschthums und zu ihrer Erhaltung werden oft recht große Opfer gebracht. Unter den deutschen Gemeinden überwiegen bei Weitem die kleinen; zuweilen bestehen sie nur aus dreißig bis vierzig stimmberechtigten Gliedern. Hat eine solche Gemeinde die Kosten für die Erhaltung eines Gotteshauses und die Befoldung eines Geistlichen allein aufzubringen, so tragen sie dieses meist sehr drückende Opfer nur aus Liebe zum Deutschthum. Nicht viele Männer und Frauen schließen sich allerdings der deutschen Kirche nur der damit ver-

bundenen Sonnabendsschule wegen an; ein Grund, der für die Wohlhabenderen unter ihnen nicht vorliegt, da diese ihren Kindern auf andere und bessere Weise deutschen Unterricht geben lassen können. Deshalb stehen die gebildeten Deutschen häufig außerhalb jeder Kirchengemeinschaft oder sie haben sich einer amerikanischen Kirche angeschlossen; dadurch werden die deutschen Gemeinden noch ärmer, als sie ohnehin schon sein würden. Diese Geldnoth aber schädigt die deutschen Kirchen in beträchtlichem Maße. Sie können ihren Pastoren in der Regel nur ein so geringes Gehalt bieten, daß wenige wirklich gebildete Leute sich um solche Stellen bewerben; die deutschen Prediger entstammen häufig ziemlich untergeordneten Familien, ihre Frauen sind ungebildete Farmers-töchter und sie selbst stehen kaum auf der Höhe unserer hiesigen Volksschullehrer. Geistiges Streben ist den Meisten von ihnen gänzlich fremd. Daß etwas anspruchsvollere Deutsche sich nicht zu ihnen in die Kirche setzen und ihre Kinder zu ihnen in die Schule schicken wollen, ist begreiflich.

Was ferner die Kirche in ihrer Fähigkeit, das Deutschtum zu erhalten, beeinträchtigt, ist der Umstand, daß sie sich den Wünschen der Deutschamerikaner anpassen muß, will sie nicht Familien zweiter und dritter Generation und besonders gemischt-nationale Familien der deutschen Kirche ganz entfremden. Amtshandlungen wie Taufen und Trauungen müssen häufig aus Rücksicht auf die amerikanischen Freunde und Verwandten des Hauses in englischer Sprache vollzogen werden. Auch verlangen die größeren deutschen Gemeinden jetzt allgemein einen englischen Abendgottesdienst: Das ist schon der erste Schritt zu einer langsamen Umwandlung in eine amerikanische Kirche. Die deutsche Kanzel ist vielfach abgeschafft und der Prediger steht auf einer Art Katheder, wie es in amerikanischen Kirchen, außer in katholischen, üblich ist. Manche Pastoren predigen im schwarzen Rock statt im Talar; auch ist eine Anzahl ins Deutsche übersehter amerikanischer Hymnen mit ihren mehr weltlich klingenden Melodien unserer tiefsernsten Chorälen eingereiht. In einem Gotteshause mußte ich sogar mit Wiggen gewürzte Ansprachen hören, über die die versammelte Gemeinde in ein schallendes Gelächter ausbrach. Das war nicht mehr die alte liebe Kirche des Heimathlandes. Aber die Verhältnisse drängen zu solchen Veränderungen. Viele Kirchen würden ohne sie überhaupt nicht mehr bestehen können und die Gefahr für die Erhaltung des Deutschtums würde dann noch größer sein, da mit den Kirchen dräben die verschiedenartigsten geselligen Veranstaltungen zusammenhängen und dadurch ein Anlaß zum Verkehr der deutschen Familien unter einander gegeben und das Gefühl der Zusammengehörigkeit gepflegt wird. Wunderbarer Weise giebt es in den Vereinigten Staaten trotz Alledem noch aufblühende deutsche Kirchen. Erst im Jahre 1898 ist in Chicago eine herrliche deutsche Kirche eingeweiht worden, um die sich eine Gemeinde von 200 Familien als feste Glieder und gegen 2000 Familien scharen.

Ein anderer Träger des Deutschtums sind die verschiedenen deutschen Vereine, vor Allem die Gesangvereine. Diese feiern, abwechselnd in den verschiedenen Städten, jedes Jahr ein großes Sängerfest. Deutsche Musik und deutscher Sang stehen bei den Amerikanern in hohem Ansehen. Die hervorragendsten Musikdirektoren sind fast sämmtlich Deutsche; ich erinnere an Thomas in Chicago, den vor drei Jahren verstorbenen Seidl in New-York, Damrosch und Andere; auch die Orchester bestehen zum großen Theil aus Deutschen. Daneben blühen deutsche Kriegervereine, Regellubs, Unterstützungsvereine u. s. w. Bedeutende deutsche Zeitungen vertreten die deutschen Interessen und bringen ausführliche Nachrichten aus der Heimath. Daß diese Vereine, diese Zeitungen blühen, ist ein Beweis, wie stark die Deutschen sich ihre Eigenart bewahrt haben und ihre Sonderinteressen pflegen. Eben so sind auch die deutschen Krankenhäuser, Waisen- und Diakonissenhäuser Wahrzeichen deutschen Sinnes und deutscher Opferwilligkeit.

Fährt man durch die westlichen Staaten der amerikanischen Union, so ist leicht zu unterscheiden, wo deutsche, wo amerikanische Ansiedler wohnen. Das tiefe Heimathgefühl des Deutschen läßt ihn bleiben, wo er sich einmal niedergelassen hat; darum pflanzt er Bäume rings um sein Haus, zieht Spaliere und Blumen und richtet sich meist so ein, als ob er ganz sicher wäre, vielen Generationen von Nachkommen eine Heimstätte zu schaffen. Der Amerikaner dagegen sucht aus dem gegenwärtigen Besiz möglichst viel herauszuwickeln, dann verkauft er ihn und nimmt neues, Gewinn verheißendes Land in Angriff; unter solchen Umständen hat er kaum ein Interesse, Bäume anzupflanzen, die erst seinem Nachfolger kühnenden Schatten spenden können.

Wie hier, so ist auch Wurst und Sauerkraut überall da zu bekommen, wo Deutsche beisammen wohnen. Den Weihnachtbaum haben die Deutschen mit sich nach Amerika genommen und dort auch in manche amerikanische Familie gebracht. All diese unscheinbaren Dinge tragen zur Erhaltung des Deutschtums wesentlich bei. Natürlich bewirkt das sehr häufige Heirathen der Deutschen unter einander das Selbe; es zeugt von dem weit verbreiteten Sinn für deutsches Wesen und bürgt für die Ueberlieferung des Deutschtums auf neue Generationen.

Zusammenfassend werden wir also sagen können: Auch in den Vereinigten Staaten ist das Deutschtum in den Vereinigten Staaten stark und eigenartig. Aber zugleich ist es zum Theil doch schon beiläufig in der Umwandlung begriffen und nur eine dauernde starke Einwanderung aus dem Heimathlande wird die Erhaltung des Deutschtums für kommende Zeiten sichern.



Giuseppe Verdi.

Im siebenundzwanzigsten Januar dieses Jahres ist Giuseppe Verdi in Mailand gestorben, im Hotel Milano, wo er seit dem Tode seiner zweiten Gattin das Winterquartier aufzuschlagen pflegte. Durch eine bis ins hohe Greisenalter rege Schaffenskraft hatte der Meister die Welt in Erstaunen gesetzt und noch im Tode bewährte sich die zähe Energie seines Geistes. Sein starker Wille schien bis zum letzten Athemzug selbst gegen die Forderungen der Natur sich aufzulehnen und täuschte fast eine Woche lang die Voraussetzungen der Aerzte. Diese Willenskraft, die im Leben, überall, wo es die Befundung der künstlerischen Individualität galt, sich durchzusetzen wußte, die aus dem Bauernjungen von Busseto den gefeierten Komponisten gemacht hat, ist das Imponirende an der Persönlichkeit Verdis. Man pflegt diesen Charakterzug bei Richard Wagner immer so nachdrücklich hervorzuheben; man wird ihn auch bei dem Italiener nicht übersehen dürfen, der es zwar an Universalität der Begabung, an Einfluß auf die gesammte künstlerische Entwicklung der Neuzeit mit seinem im selben Jahre (1813) geborenen Kunstgenossen nicht aufnehmen kann, der aber als zweitwichtigster Förderer des musikalischen Dramas auch sonst zu einer Parallele mit Wagner herausfordert.

Italien hat die Größe Verdis nicht unterschätzt, als es die Trauer um ihn zu einer Nationalsache machte. Das wäre wohl auch geschehen, wenn er am politischen Leben seines Volkes unbetheiligt geblieben wäre; denn mehr als die vergängliche Arbeit der leitenden Staatsmänner hat sein Lebenswerk der Ehre und dem Ansehen Italiens genügt. Wir Deutschen haben alle Ursache, Neid zu empfinden, wenn wir sehen, wie in unserem Nachbarlande ein solcher Mann geehrt wird, und wenn wir damit vergleichen, eine wie beschämend untergeordnete Stellung alle künstlerischen Angelegenheiten in unserem öffentlichen Leben einnehmen. Die musikalischen Kreise Deutschlands haben sich denn auch nicht nehmen lassen, ihrer Sympathie für die dem genialen Meister dargebrachte Huldigung nach Kräften Ausdruck zu geben. Aber mit den Verdi-Feiern, die veranstaltet worden sind, mit der Stiftung eines internationalen Denkmalfonds ist es nicht abgethan; man wird sich nun vielmehr ernstlich die Frage vorlegen müssen: Was war die eigentliche Bedeutung des Mannes? Hat er uns neue Ausichten, neue Wege eröffnet und wird eine zukünftige Entwicklung der Tonkunst aus seinem Vorbilde Nutzen ziehen?

Die Beurtheilung des eben Heimgegangenen schwankt natürlich noch.

Schon jetzt aber darf man sagen, daß seine Selbständigkeit von den Zeitgenossen arg verkannt worden ist. Die Sucht, zu klassifiziren, und eine oberflächliche Betrachtung haben sich die Sache recht bequem gemacht: man theilte die gesammte schöpferische Thätigkeit Verdis in drei Perioden. In der ersten war er der Nachahmer Bellinis und Donizettis, in der zweiten Meyerbeers, in der dritten und letzten natürlich Wagners. So waren die Stilunterschiede in seinen Werken auf eine einfache und leicht zu begreifende Art erklärt. Daß man kein Effektier zu sein braucht, um innerhalb einer volle sechzig Jahre umfassenden Schaffenszeit seinen Standpunkt zu wechseln, daß Verdi nicht der Künstler gewesen wäre, der er ist, wenn die ereignisreichsten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts spurlos an ihm vorübergegangen wären: Das wurde dabei freilich übersehen. Eine vorurtheillose Betrachtung wird im Gegentheil zeigen, daß gerade in Verdi Schaffen das Persönliche außerordentlich wirksam war, daß er, wie wenige andere Meister, seinen Arbeiten den Stempel eines originellen Geistes aufgedrückt hat. Obgleich er die Entwicklung der Musik von 1839 bis 1899 durchaus in seiner Weise mitmachte, hat er doch in allen Phasen immer das selbe Kunstideal hochgehalten und oft da bestimmend eingegriffen, wo man irthümlich ihn von seiner Umgebung beeinflusst glaubte.

Als Verdi auf den Plan trat, stand die italienische Oper noch in voller Blüthe und übte auf das Ausland den alten, unwiderstehlichen Zauber. Den Erfolgen Bellinis und Donizettis war der Kultus des Gesangsvirtuositenthums zu Hilfe gekommen, der, durch Rossinis Kompositionstil gefördert, ganz Europa in einen Rausch versetzte. Das änderte sich in der zweiten Jahrhunderthälfte gar bald und gründlich. Schon in den zwanziger Jahren hatte sich in Deutschland eine starke Opposition geregt, aber sie war auf die Kreise der Fachleute und auch da nur auf eine Partei beschränkt geblieben. Man begann, den Zwang, sich unter die Traditionen und die Gefühlswaise eines fremden Volkes zu beugen, als lästig und unwürdig zu empfinden. Die glückliche Zeit eines Mozart, der deutsches und italienisches Wesen zu verbinden wußte, war vorüber; beide Elemente trennten sich wieder und das Selbstbewußtsein der deutschen Meister erwachte. Aus Italien waren die Formen der Oper gekommen, aus Italien die Komponisten, Instrumentisten und Sänger, die sie eingebürgert hatten. Aber im Lauf einiger Jahrzehnte war die Pflege der dramatischen Musik in Deutschland so heimisch geworden, daß das nationale Empfinden und die durch die eigene kunstgeschichtliche Entwicklung gegebenen Bedingungen sich auf die Dauer nicht zurückdrängen ließen. Karl Maria von Weber war der Erste, der ihnen Geltung verschaffte. Er folgte den Vorbildern, die Mozart in seiner „Entführung“ und vor Allem in der „Zauberflöte“ gegeben hatte, schuf die deutsche Nationaloper und bahnte damit den

Werken Marschners und Wagners den Weg. Er konnte den neuen Idealen nur Boden gewinnen im Kampf gegen die Vorherrschaft der Italiener; und so sehen wir vom ersten Aufblühen des deutschen Musikdramas an eine Feindseligkeit gegen italienisches Opernwesen in musikalischen Kreisen erwachen. Da es den Meistern, die für eine nationale Kunst eintraten, nicht eben leicht gemacht wurde, war die Erbitterung gegen das von der Menge bevorzugte Volksthum gewiß nicht unberechtigt; aber nach und nach nahm die Verurtheilung der glücklichen Nebenbuhler doch recht gehässige Formen an. Aus jener Zeit stammen die meisten Schlagwörter und Sentenzen über die italienische Oper, die sich in der Literatur bis in unsere Tage fortgepflanzt haben. Auch Wagner noch bedurfte einer einseitigen Darstellung der Thatfachen, um seine Zukunftsträume in um so leuchtenderen Farben malen zu können.

Man muß dieser Thatfachen gedenken, um das Urtheil über Verbi zu verstehen. Die alte Vergötterung des *bel canto* ist zwar nie ganz geschwunden; aber von den sechziger Jahren ab war sie in der öffentlichen Meinung und bei einem großen Theil des Publikums einer Geringschätzung, jedenfalls einer Verständnißlosigkeit gewichen, die reichlich die früher begangene Ungerechtigkeit aufwog. Den Niedergang wie den Aufschwung förderten äußere Umstände. Nach einer Epoche glänzender Entwicklung sank das Virtuosenhum in der Oper schnell von seiner rühmlichen Höhe. Die phänomenalen Stimmen, die einst Begeisterung geweckt hatten, wurden immer seltener; die großen Meister und Meisterinnen der alten italienischen Gesangskunst starben aus, sie selbst gerieth in Verfall und eine neue Generation hörte die Werke der Italiener nur noch von Sängern, die wenig oder gar nicht deren eigenthümlichsten Reiz zur Geltung zu bringen vermochten.

Die ersten reifen Meisterwerke Verbis, „Rigoletto“, „Troubadour“ und „Traviata“ (die alle in den Jahren 1851 bis 53 entstanden), fielen in eine Zeit, wo man selbst in Deutschland noch die volle Empfänglichkeit für ihre Vorzüge besaß. Später, als überall deutsche Sänger sich der dankbaren Partien bemächtigt hatten, als daneben aber auch die Anschauungen einer neuen, mit aller Kraft sich durchringenden Kunstrichtung das Urtheil zu bestimmen begannen, wurde Verbi verpönt als einer der Hauptvertreter des alten, zu bekämpfenden Opernwesens. Man schätzte ihn nicht ein nach der Kraft und Originalität seiner Erfindung, sondern nach den entwertheten Formen, deren er sich zunächst bedient hatte. Daß gerade die existeren Musiker lange vornehm auf ihn herabsahen: daran war Verbi freilich zum Theil selbst schuld. Seine heißblütige Natur ließ ihn das Leidenschaftliche des Ausdrucks bis zum Ueßersten steigern; sein schnelles Schaffen war stets zu sehr auf die Hauptfachen gerichtet, er vernachlässigte das Detail und zeigte sich in den älteren Werken oft wenig wählerisch in den Mitteln. Eine gewisse Unkultur

des Geschmades verrathen schon die Textbücher, die er komponirte, verrieth auch die Behandlung des Orchesters, obgleich hier geniale Effekte schon anfangs nicht selten sind. Später jedoch nahm auch die Faktur eine durchaus vornehme Haltung an. Als die phänomenale Entwicklung seiner Begabung und das Glück, das ihm treu blieb, den Meister auf einen weithin sichtbaren Posten hob und das Gefühl seiner künstlerischen Verantwortlichkeit steigerte, vollzog sich in ihm langsam, aber stetig eine Umwandlung. Immer mehr tritt uns in seinen Arbeiten jene Vertiefung und Verfeinerung entgegen, die den Erzeugnissen seiner üppigen Phantasie allein noch abging, um sie wahrhaft Großem ebenbürtig erscheinen zu lassen. Und dahin kam Verdi, ohne von seiner Frische und Urwüchsigkeit das Geringste einzubüßen, in seiner Schöpferkraft noch als Achtzigjähriger ein wahres anthropologisches Wunder.

Jede Entwicklung künstlerischer Tendenzen birgt auf ihrem Höhepunkt in sich die Keime zu ihrer Bekämpfung; ist sie erst zur Herrschaft gelangt, so wird jede Einseitigkeit als solche erkennbar und legitimirt die Gegenseite, die sie hervorruft. Als Wagners „Ring“ von Bayreuth aus die deutschen Bühnen erobert, als das Erscheinen des „Parifal“ und bald darauf der Tod seines Schöpfers dem großen Reformationwerk die letzte Weihe gegeben hatten, da schien auch Manches wieder zum Dasein berechtigt, was im Reinigungskampf der erregten Geister mit dem Ueberlebten und Ungesunden niedergemäht worden war. Was Nietzsche zu seinem Abfall von Wagner getrieben hatte, was Hans von Bülow die Augen öffnete und ihn befähigte, der Apostel des Schönen jeglicher Gestalt zu werden, was die Massen für die Reize realistischer Werke vom Schlage der „Cavalleria“ empfänglich machte,— es war im Grunde die Reaktion gegen die alleinseligmachenden Theorien des wagnerischen Musikdramas, die Empfindung für die Lücke, die es im tonkünstlerischen Leben nicht auszufüllen vermochte. Das Ideal der deutschen Oper, nach dem das ganze Jahrhundert gesucht hatte, war von Wagner in leuchtender Klarheit gezeigt worden; nun durfte man auch andere Ideale daneben wieder gelten lassen. Dem suchenden Auge boten sich nicht viele Erscheinungen von monumentaler Bedeutung; und für das Drama namentlich konnten nur die Werke eines Einzigen in Betracht kommen. Giuseppe Verdi hat gerade dadurch eine Sendung erfüllt, daß er zu rechter Zeit dem germanischen das romanische Ideal an die Seite rückte. Bei ihm ist, schon äußerlich betrachtet, das Maß und die Uebersichtlichkeit der Formen gewahrt, die der natürlichen Genuefskraft entsprechen, und der Inhalt verläßt nicht das Gebiet rein menschlicher Vorgänge. Verdi hat gezeigt, daß man noch immer eine Oper schaffen kann, deren Werth überwiegend in der Musik beruht, ohne daß man darum die an einen modernen Text zu stellenden Anforderungen außer Acht zu lassen braucht. Alle theoretischen Konstruktionen liegen ihm fern; außer dem Streben nach

dramatischer Wahrheit des Ausdruck finden wir nichts prinzipiell in seiner Musik vertreten. Er kennt das Symbol, aber verwendet es nicht im Sinne des „Leitmotives“, er verzichtet auf keine Form des Einzel- und Ensemblegefanges (auch nicht auf die des Kanons und der Fuge) und weiß sie alle seinen Zwecken dienstbar zu machen. Jede Situation, jede Phase der psychologischen Entwicklung giebt ihm neue Mittel, die er in völliger Freiheit, mit der Naivetät des wahren Genius benützt. Dabei blieb ihm der Reiz melodischer Erfindung stets die Hauptsache.

Wie Alles im Leben dieses Mannes, ist auch die Stetigkeit merkwürdig, mit der sein Schaffen sich in aufsteigender Linie bewegt. Das Beste und Eigenthümlichste hat Verdi in seinen drei letzten Opern gegeben: „Aida“, „Othello“ und „Falstaff“ sind recht eigentlich sein künstlerisches Vermächtniß. Die „Aida“ ist noch ungleich; hier hat das Bestreben, durch Pomp und äußeren Glanz dem Wesen einer Festoper gerecht zu werden, Gebilden von bleibendem Werth ein sterblich Theil beigemischt. Voll dramatischen Schwunges und von ergreifender Innerlichkeit ist die Musik des „Othello“. Sie hat schon jetzt auf italienische und französische Zeitgenossen vielfach anregend gewirkt. Der „Falstaff“ aber erst krönte das Lebenswerk des greisen Meisters. Diese letzte Opernpartitur ist von einer so köstlichen Frische, so reich an genialen Einfällen und voll überlegenen Humors, daß sie nur den vollendetsten Schöpfungen an die Seite gesetzt werden kann. In trüben Jugendtagen hatte Verdi schon einmal, damals freilich ohne Erfolg, einen komischen Stoff behandelt; als es Abend um ihn ward, beschloß er, ein echter Philosoph, mit der *risata final* sein mühevolltes Tagewerk. Der „Falstaff“ wird noch einige Zeit brauchen, um allgemein das rechte Verständniß, die rechte Würdigung zu finden; dem schaffenden Musiker gewährt er einen Ausblick auf ungeahnte Bahnen. Einer künftigen Generation bleibt es überlassen, zu entscheiden, in welchem Umfange Verdi die weitere Entwicklung des musikalischen Dramas beeinflusst hat. Daß er mit seinen späteren Werken eine Brücke geschlagen, daß vielleicht er allein aus der Periode des Stillstandes, wie sie naturgemäß jedem gewaltigen Aufschwunge folgt, einen Ausweg gefunden hat, kann schon heute behauptet werden. Trotzdem wird Verdi, so wenig wie Wagner, im eigentlichen Sinn Schule machen. Was ihn doppelt über eine zur Gräbelfei und Abstraktion neigende Zeit hinaus hob, die Ursprünglichkeit und die Fülle seiner musikalischen Gedanken, ist leider mit ihm zu Grabe getragen. In das Buch der musikalischen Erfinder großen Stils aber hat die Geschichte seinen Namen als den vorläufig letzten mit wehmüthigem Stolz eingezeichnet.

Paul Faber.



Dannenbaum.

Schaum hat die industrielle Krisis eingeseigt, so zeigt sich auch schon, daß alle Phrasen von der Gesundheit unserer Gründungen gegenüber der rauhen Wirklichkeit in sich zusammenfallen. Ich hatte schon mehrfach Gelegenheit, in dieser Zeitschrift die morsche Basis einzelner Gründungen und die Unvermeidlichkeit ihres Zusammenbruches zu charakterisieren. Das Buch der Börsenstandale ist nun um ein neues Blatt bereichert, das die Ueberschrift trägt: „Aktiengesellschaft Dannenbaum-Differdingen“. Das Interesse deutscher Aktionäre an dieser Gesellschaft konzentriert sich besonders auf die Feste Dannenbaum, eine Gründung der kurzen Hausseperiode um 1889. Die Gesellschaft, die aus den Feste Dannenbaum, Friederika und Prinz Regent besteht, gebt dem Kohlen- und Koks syndikat an und ist mit fast 848 000 Tonnen Jahresproduktion beteiligt. Davon entfallen ungefähr 300 000 Tonnen auf Kokslohle. Trotz dieser recht stattlichen Produktionsmenge hat die Gesellschaft den Aktionären niemals besondere Freude bereitet. Nach den glänzenden Jahren 1889, 1890 und 1891 hat die Dividende sich nur um etwa vier Prozent herum bewegt. Das tolle Jahr 1900 aber, das alle Nonvaleurs wider an die Oberfläche der Kursbewegung trieb, erweckte für Dannenbaum auch in den Kreisen der Spekulation große Hoffnungen und die optimistische Empfänglichkeit der Börse wurde in jenen Tagen besonders durch eine Spielergruppe ausgenutzt, an deren Spitze der nicht gerade gut beleumundete Spekulant Herr Leo Danau stand, der ja bekanntlich noch bis in die Mitte des vorigen Jahres die berliner Börse auf ungläubliche Weise terrorisierte. Die Aktien, die im Jahre vorher nur 99 $\frac{3}{4}$ Prozent im Kurse notirten, wurden bis auf 166 $\frac{1}{2}$ Prozent hinausgetrieben; und zwar wurde diese Steigerung durch die inzwischen publizierte Fusion mit dem luxemburgischen Hochofenwerk in Differdingen motiviert. Diese Werke bestanden erst seit 1896 und noch heute sind ihre Anlagen nicht fertig ausgebaut. Mit diesem neuen Werk wurde ein wahrer Schönheitskultus getrieben. Man wachte nicht genug die wundervoll modernen Anlagen von Differdingen zu preisen und machte dadurch den Dannenbaum-Aktionären getödig den Mund wässrig. So wurde denn aus Dannenbaum und Differdingen ein Paar. Die Dannenbaum-Aktionäre hatten für je 1000 Mark ihres Besitzes 1000 Frcs. Aktien und 250 Frcs. vierprozentige Obligationen der neuen Gesellschaft erhalten. Die armen Aktionäre, die den Uebergang zur neuen Aera mitmachten, hatten das Rochschen. Schon am fünfzehnten August 1900 wurde der Antrag auf Zulassung der Aktien zum Börsenhandel gestellt. Er blieb ohne Erfolg. Die berliner Zulassungsstelle wollte zunächst die Veröffentlichung der ersten Bilanz abwarten. Am Ultimo des Jahres war der Prospekt noch immer nicht genehmigt. Inzwischen kam die Bilanz, die auch eine Dividende aufwies. Aber man konnte sie wegen Mangels an Ueberfluß oder vielleicht gar wegen Ueberflusses an Mangel vor Monaten nicht zahlen. Man ging pumpen. Endlich fand man bei der Darmstädter Bank Gegenliebe. Dieses Institut, das seit seinem portugiesischen Mißerfolg sich der peinlichsten Solidität beflissen hatte, kam gerade vor Schluß der Hochkonjunktur

auf den lustigen Einfall, auch im allgemeinen industriellen Reigen mitthun zu wollen. Es beteiligte sich bei der rheinischen Bank des Herrn Hanau und fiel durch diesen geschickten Faiseur wirklich auch auf die Meise in Differdingen herein —: die alte Geschichte vom keuschen Jüngling, der, wenn er einmal über die Stränge schlägt, es ordentlich thut. Also die Darmstädter Bank pumpte. Als der Betrag zu groß geworden war, wandelte man die Buchschuld in Obligationen um und brachte diese unter das Publikum. Man sprach damals davon, daß die Darmstädter Bank in puncto Geldbedarf getäuscht worden sei. Tene 10 Millionen Francs. fünfprozentiger Obligationen wurden nicht an die Börse gebracht, sondern am zwölften Februar 1901 in den Bankbureauz zur Zeichnung aufgelegt; man versprach natürlich, die Einführung zu beantragen. Die Einführung selbst erfolgte erst am achtundzwanzigsten März 1901 zusammen mit den Aktien, deren Zulassung nun erst genehmigt wurde.

In dem Prospekt, mit dessen Vorkömen im Februar zur außerordentlichen Zeichnung auf die neuen fünfprozentigen Obligationen aufgefördert wurde, war auch nicht mit dem kleinsten Wörtchen angedeutet, daß die Gesellschaft noch weiteren Geldbedarf habe. In den offiziellen Prospekt vom März war jedoch auf Veranlassung der Zulassungsstelle die folgende Bemerkung hinzugefügt worden: „Es hängt von der Realisirung der gebuchten Aufträge und der dadurch bedingten Eingänge ab, in welcher Höhe weitere Geldbeschaffung notwendig sein wird.“ Man hatte damals also versucht, das Publikum hinter's Licht zu führen, und man darf daher als sicher annehmen, daß man auch die Darmstädter Bank getäuscht hat. Denn diese als unbedingt ehrlich bekannte Bank hätte sich wesentlich niemals zu einer Täuschung hergegeben. Für das Finanzgebahren der Gesellschaft ist es übrigens höchst charakteristisch, daß man die vierprozentigen Obligationen, die man im Umtausch gegen ihre Dannensbaum-Aktien den deutschen Interessenten gegeben hatte, nicht zur Einführung brachte.

Der neue Geldbedarf stellte sich, wie zu erwarten war, bald ein. Man spricht davon, daß jetzt schon wieder 6000000 Francs. Buchschulden über die Obligationenschuld hinaus bestehen sollen. Jedenfalls ist der Geldbedarf außerordentlich dringend, und da alle möglichen Verhandlungen über die Geldbeschaffung sich hauptsächlich wohl wegen der ungünstigen Lage des Geldmarktes, zerشلagen haben, so hat die Gesellschaft vorläufig ihre Zahlungen einstellen müssen; auch ist bereits ein komplizirter Reorganisationplan ausgearbeitet worden, der darauf hinausläuft, eine neue Gesellschaft zu bilden und Obligationäre und Aktionäre unter ganz erheblichen Opfern an einem neuen Unternehmen zu beteiligen. Da die Gesellschaft den belgischen Gesetzen untersteht, so müssen die Obligationäre sich gefallen lassen, daß man von ihnen Verzichtleistung auf die Kapitalansprüche verlangt, während die Aktionäre noch verhältnißmäßig glimpflich fortkommen.

An diesen an und für sich sehr traurigen Vorgang knüpft sich eine ganze Menge prinzipieller Fragen, deren Erörterung über den Werth unserer Börsengesetzgebung gründlich aufzuklären vermag. Zunächst interessiert die Führerin bei dem Unternehmen, die Darmstädter Bank. Sie ist bekanntlich auch dabei, die Reorganisation der Copenhagener-Banken durchzuführen. Wegen dieses Planes hat man sie an der Börse scherzhaft „die Sanitätswache für gefallene Aktienunternehmungen“ getauft. Aber es liegt Methode darin, daß jetzt die Banken diesen

Rettungsdienst organisiren. Früher galt es als wenig ehrenvoll, verorbene Gesellschaften zu saniren. Die Herren „Sanitätärzte“ waren kleine Bankiers, die, wo immer es eine Aktienleihe gab, sich sofort zur Hilfeleistung — für ihre eigene Tasche — einstellten. Dabei aber handelte es sich um kleine Gesellschaften, deren Kapital in der Regel die erste Million nicht überstieg. Aber die großen Leichen von heute passen in keinen Sarg, den kleine Pflücker herstellen könnten. Der Zug ins Große, der unserer industriellen Entwicklung eigen ist, macht sich sogar noch beim Tode der Aktiengesellschaften geltend.

Noch interessanter ist die Frage der Prospekthaltung, die jetzt wieder einmal öffentlich diskutiert wird. In dem Prospekt der Obligationen kann man offensbare Unwahrheiten finden. So werden zum Beispiel für das erste Geschäftshalbjahr 1900/1901 $1\frac{1}{2}$ Millionen Francs Reingewinn als erzielt angegeben. Daß die Gesellschaft sogar im November 1900 die Redlichkeit hatte, für die Periode Juli 1900 bis Juli 1901 einen Ueberschuß von $6\frac{1}{2}$ Millionen Francs in sichere Aussicht zu stellen, will ich nicht besonders moniren. Wer haftet nun aber für diese Unwahrheiten? Der Prospekt selbst ist von der Gesellschaft Dannenbaum-Differdingen in höchst eigener Person unterzeichnet worden. Da ist natürlich nichts zu holen. Aber der Erlaß des Prospektes geht von der Firma L. S. Rothschild aus, die demnach für unrichtige oder ungenaue Angaben nach § 43 des Börsengesetzes haftbar gemacht werden kann. Ich nehme selbstverständlich nicht an, daß die Firma die Unrichtigkeit der Angaben gekannt hat; aber sie hätte sie kennen müssen. Denn weshalb hat wohl die Darmstädter Bank den Prospekt nicht unterzeichnet? Sie hat sich, durch die erste Täuschung gewichtig, wahrscheinlich gründlich informiert. Ich glaube, das Emissionshaus thäte am Besten, die Emission rückgängig zu machen. Denn sehr viel wird von den Obligationen vermutlich ohnehin nicht unter das Publikum gekommen sein. Eine Regreßklage aber wäre für eine solche Firma doch sehr, sehr bitter.

Aber ist denn die hiesige Zulassungstelle der Fondsbriefe ganz ohne Schuld? Gewiß: sie soll für das Publikum nicht die Vorkehrung spielen, sie hat nur die Pflicht, dafür zu sorgen, daß dem Publikum alles zur Beurtheilung einer neuen Emission nöthige Material unterbreitet wird. Sie war zwar auch diesmal mißtrauisch und wird Diesen oder Jenen durch den erwähnten Zusatz über die Geldkalamität vom Erwerb der Werthe wohl abgehalten haben. Immerhin aber nur sehr kluge Leute; denn nicht Jeder vermag ihre dunklen Orakelsprüche zu entziffern. Etwas deutlicher hätten die Herren schon werden können.

Mit einem Wort möchte ich endlich noch das Problem der Industrieobligationen berühren. Der Fall Dannenbaum zeigt von Neuem, wie werthlos nicht hypothekarisch eingetragene industrielle Obligationen sind. Das Risiko ist groß, die Verzinsung gering. Die Rundschau der Dresdener Bank, die alte Dannenbaum-Obligationen besitzt, kann sich ins Häutchen lachen: ihre Obligationen sind auf die Besche Prinz Regent hypothekarisch eingetragenen. Sie braucht sich jetzt also keine Kapitalreduktion gefallen zu lassen. Plutus.



Zwei Briefe.

Frau Elisabeth Snauck-Röhne schreibt mir:

„Ueber ‚Mutterchaft und geistige Arbeit‘ haben Adele Gerhard und Helene Simon eine interessante psychologische und soziologische Studie bei Georg Reimer in Berlin veröffentlicht. Die Unterlage zu ihrer Arbeit haben die Verfasserinnen durch eine internationale Umfrage gewonnen; sie wandten sich nicht nur an Frauen, die in Wissenschaft und Kunst Leistungen aufzuweisen haben, sondern auch an solche, die auf dem Gebiet der Agitation, des Essais und des Journalismus bemerkenswerth sind. Sie preisen den Werth der mütterlichen Aufgabe für die Kulturentwicklung. Auch für das schwere Problem ‚Mutterchaft oder geistige Arbeit‘ finden sie auf Grund ihres statistischen Materials einen glücklichen und geradezu überraschenden Ausblick durch die Thatsache, daß die meisten bedeutenden Frauen erst in späteren Jahren ihr Bestes geschaffen haben. Dieser Umstand vernichtet die althergebrachte Ansicht, daß das Weib frühreif mit seiner Entwicklung im Vergleich zum Manne fertig ist, weil in dem Weibe überhaupt weniger zu entwickeln sei. Mit Recht weisen die Verfasserinnen, trotz höchster Bewerthung des Mutterberufes, die Ansicht zurück, er sei das bewußte Ziel des Weibes bei der Eheschließung. Sie vertheiligen die Gattenliebe als die Vorschule zur Erfüllung beiderseitiger Familienpflichten. Anlaß zu dieser Vertheidigung der Gattenliebe und zu der Forderung gemeinsamen Familienlebens bietet ihnen die Ansicht einer berühmten Schriftstellerin, daß die Kinder der Mutter gehören und von ihr ernährt werden sollen, der Vater nur ein geduldeter Gast in der Mutterfamilie zu sein habe. Dieser Mutter ist der Gatte demnach nur Mittel zum Zweck, wie nach heutiger Auffassung die Mutter der Kinder dem Manne nur Mittel zum Zweck ist. Beide Klippen umschiffen die Verfasserinnen glücklich. Die Forderung, in der die Arbeit gipfelt, ist die einer höchsten Bewerthung des Mutterberufes und auf Grund dieses Berufes und zum Zweck seiner Erfüllung Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten durch Ertheilung des Wahlrechtes. Die Mutter muß, um Menschen erziehen zu können, wissen, was die Menschheit bewegt; um gute Bürger und Bürgerinnen erziehen zu können, darf sie dem Staatsleben nicht fremd gegenüber stehen. Wollen wir gute Mütter und tüchtige Pädagoginnen erziehen, so darf der Mutterberuf nicht mehr, wie bisher, zur ungelerten Arbeit gehören, sondern er muß die bestmögliche Ausbildung zur Vorbedingung haben. Die Vorbereitung auf den schwierigsten Beruf, den der Mutter, hängt heute noch rein von Zufälligkeiten ab. Auf diesen Mangel hingewiesen zu haben, ist ein Verdienst des Buches, das kein ernster Leser ohne reiche Anregung aus der Hand legen wird.“

Herr Dr. Saenger schreibt:

„Ob viele von unseren Lesern wissen, wer Marie Barlang eigentlich ist, welcher Nation sie entstamme, welches Gewerbe sie treibe? Einigen Berlinern wird sie aus der Hälfen-Zeit der königlichen Schauspiele freilich noch bekannt sein; aber ich glaube nicht, daß sie in Denen, die das Theater der ‚Kunst‘ wegen aussuchten, tiefere Eindrücke hinterlassen hat. Sie sprach schlecht, vermochte weder den Begriffs- noch den Empfindungsgehalt der ihr anvertrauten Poetenworte — damals spielte man noch Shakespeare und Schiller — zu gestalten, ergriff von der dramatischen Situation nur das Stoffliche oder grob Sinnliche, zeigte mehr fahriges Retrostätt als aus dem

Innersten einer kernhaften Natur aufquellende Leidenschaft und störte nicht selten das Ensemble durch eine geräuschvolle Vorbringlichkeit, die das Streben verrieth, bemerkt zu werden und von sich reden zu machen. Und in der That: sie wurde bemerkt. Fontane fand sie, in Worten von verdächtiger Höflichkeit und kühler Anerkennung, komisch; seinem Humor konnten, wenn sie im Sommernachtsraum dem Weheruf nach Lyfander ausstich, unmöglich die Untergrundtöne entgehen, die deutlich auf die Grenze zwischen Europa und Asien als die Heimath der Tragödin hinwiesen. Aber als Personen von nicht übler perspektivischer Wirkung. Sie kleidete sich nach berühmten pariserischen Modisten, ranschte, in Roben von knisternder Eleganz, durch die Straßen der potsdamer Vorstadt und wird gewiß zum Glück der Kreise beigetragen haben, die sie kannten. Dann verschwand sie; ob mit oder gegen Hülfens Willen, wüßte ich nicht zu sagen. In den Zeitungen wurde es still von ihr, nur in den Spalten des damals unter Davidsohns Leitung blühenden Börsencouriers tauchte ihr Name noch ab und zu auf, wenn der so weichmüthige Isidor Landau in Kunst-erinnerungen schmelzte. . . Was Das die Oeffentlichkeit angeht? Die so fragen, gehören zu den Glücklichen, die Zeitungen nicht zu lesen brauchen. Als Frau Agnes Sorina ihren vorjährigen internationalen Ausflug unternahm, war der gebildete Deutsche, der ja noch immer an Schillers Dogma von der Schaubühne als moralischer Aushalt glaubt, einigermaßen berechtigt, zu wissen, wie seine Lieblingschauspielerin neben Sarah Bernhardt und Eleonora Duse auf dem internationalen Theatermarkt bewerthet werde. Er sah daher dem Ausgang ihrer Unternehmung mit Spannung entgegen, begleitete die Frau, deren bezaubernde Anmuth in Gestalt und Geberde, Wort und Wesen in allen deutschen Gauen nachhaltige Begeisterung geweckt hatte und seit Jahren fest in der Gunst der Theaterbesucher wurzelte, mit den wärmsten Wünschen auf ihre Kunstfahrt und erwartete von seinem Leibblatt gelegentlichen Bericht darüber, ob die Ausländer seinen Geschmack theilten. Neben den Nichtigkeiten und Ueberflüssigkeiten, von denen die Zeitungen sonst voll sind, wäre solchem Bericht fast kulturhistorische Bedeutung zuzusprechen; denn nachdem der politische und wirtschaftliche Ehrgeiz der Nation einigermaßen gestillt ist, ist man auf die Würdigung h. im! 'a. Kunstübung und Kunstbesessenen in der Fremde um so ängstlicher bedacht und fühlt sich geschmeichelt, wenn deren Lob von fern her widerklingt. Die Fahrt endete bekanntlich mit einer schweren Enttäuschung. Wir mußten erfahren, daß man außerhalb der Reichsgrenzen dem augenblicklich vollenbesten Ausdruck deutscher Grazie und deutschen Liebreizes die höchste Schätzung verweigerte, daß man in der Kunst der Menschendarstellung uns nicht für voll nahm. Und nun lesen wir unter den 'eigenen' Drahtberichten unserer 'besten' Blätter, was Agnes Sorina nicht gelungen ist, sei Marie Barlang geglückt: die Fremden nämlich zur Würdigung von deutscher Art und Kunst zu zwingen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß Das — nicht gelogen, nein, aber — bis zur völligen Entstellung des objektiven Sachverhaltes übertrieben ist. Wer je im Auslande dem Kunststreben näher gestanden hat, weiß, wie objektiv so unwahre, so irreführende Berichterstattung zu Stande kommt, wie durch 'Beziehungen' zu den dort vertretenen Zeitungen der heimische Blätterwald zum Lönen gebracht wird und wie auf Grund einer sogemachten Reputation daheim mit Erfolg weiter gearbeitet werden kann. Und mit Schrecken sieht er, wie felsenfest das dumme Vertrauen ist, das in die windigsten Zeitungsberichte sogar Menschen setzen, denen fast von den Wüdeln Her die Sonne Pomerens geleuchtet hat.*